



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



Familien lieben und hassen sich, sie feiern ihre Erfolge und erleiden gemeinsam ihre Niederlagen und ihren Niedergang. Simon Sebag Montefiore entfaltet in seinem meisterhaften Opus Magnum »Die Welt« ein faszinierendes Welttheater: begeistert, verzweifelt, verträumt, brutal, erbarmungslos, realistisch, einfallsreich – ein Epos, in dem sich Tragik und Komik zu einem vielschichtigen Geschehen verdichtet. In diesem Band der Taschenbuchausgabe führt er uns in elf Akten an die Glanzlichter wie an die düsteren Abgründe der modernen Geschichte: Familien wie die Krupps und die Rotschilds, die Sauds, die Kennedys, die Assads oder Trumps prägten die letzten beiden Jahrhunderte maßgeblich und nehmen bis in die Gegenwart hinein eine prägende Rolle in der Weltgeschichte ein – eine einzigartige Erzählung von Aufstieg und Fall, von Verwandtenmord bis zu kollektiven Säuberungen, von Intrigen bis zu Imperien, die aus familiären Allianzen und Feindschaften entstanden.

Simon Sebag Montefiore, geboren 1965, ist britischer Historiker und Journalist. Er studierte Geschichte an der Universität Cambridge und wurde in Philosophie promoviert. Montefiore verfasste mehrerer preisgekrönte Weltbestseller, die mittlerweile in 48 Sprachen übersetzt und bei Klett-Cotta lieferbar sind: »Jerusalem: die Biografie«, »Der junge Stalin« und »Stalin. Am Hof des roten Zaren«.

SIMON SEBAG MONTEFIORE

DIE WELT



Eine Familiengeschichte
der Menschheit

Von Napoleon bis Trump

Aus dem Englischen von Jens Hagedstedt,
Karin Laue, Hans-Peter Remmler,
Thomas Stauder, Andreas Thomsen, Maria Zettner

KLETT-COTTA



Die digitalen Zusatzmaterialien haben wir zum Download auf www.klett-cotta.de bereitgestellt. Geben Sie im Suchfeld auf unserer Homepage den folgenden Such-Code ein: **OM98912**

»Die Welt – Eine Familiengeschichte der Menschheit« ist erstmals 2023 als einbändige Ausgabe bei Klett-Cotta erschienen. Das vorliegende Buch ist der zweite Band der zweibändigen Taschenbuchausgabe.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The World. A Family History« im Verlag Weidenfeld & Nicolson,

The Orion Publishing Group Ltd, London 2022

© Simon Sebag Montefiore 2022

Für die deutsche Ausgabe

© 2023, 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text und

Data Mining i.S.v. § 44b UrhG vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

Nach einem Entwurf von © Studio Helen/OrionBooks

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

ISBN 978-3-608-98912-0

E-Book ISBN 978-3-608-12464-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für meinen geliebten Sohn
Sasha

• • ✨ • •

In Erinnerung an meine Eltern
Stephen & April

INHALT

Vorwort	15
Einführung	17
Redaktionelle Anmerkung zur deutschen Ausgabe	25
Zitate	27

ERSTER AKT

Arkwrights und Krupps, Habsburger, Bourbonen und Sansons	31
Der eisenvernarrte Titan, der König der Kanäle und Moll Hackabout	31
Sally Hemings und Marie Antoinette: Diamanten und ein Kind der Liebe	38
Saint-Georges, gefährliche Liebschaften und die Abolitionisten	42
Requiem: Joseph II. und Mozart	47
Marie Antoinette, der Scharfrichter und Dr. Guillotin	53
Revolutionen in Haiti und Paris: Cécile und Toussaint, Robespierre und Danton ...	57

ZWEITER AKT

Bonapartes und Albaner, Wellesleys und Rothschilds	63
Marie Antoinette, Joséphine und das nationale Rasiermesser	63
Der Schwarze Spartakus und der Tugendtyrann	68
Ein Haufen Augäpfel: Tiger Tipu, die Wellesleys und die Rache des Eunuchen	73
Ägyptische Potentaten: Bonaparte und Mehmed Ali	81
Zwei Generäle: Toussaint und Napoleon	83
Ein Kaiser und fünf Königreiche	91
Könige des Kapitals: Die Rothschilds	94

Zulu und Sauds, Christophes, Kamehamehas und Astors	97
Tropische Monarchen: Die Könige von Haiti und Brasilien	97
Frauen der Eroberer Kamehameha und Napoleon	94
Wellesleys, Rothschilds und die Frau auf dem scharlachroten Tier	104
Arabische Eroberungen: Mehmed Ali und die Sauds	106
Napoleon, Marie-Louise und Moskau	108
Waterloo: Das britische Jahrhundert, Napoleon II. und die Rothschilds	110
Shaka Zulu, Moshoeshoe und Dona Francisca	115
Reichsgründer in Ostafrika: Mehmed Ali und Said	120

DRITTER AKT

Braganças und Zulu, Albaner, Dahomeaner und Vanderbilts	125
Die Befreier: Bolívar und Pedro	125
Der Große Herr von Paraguay: Das ethnische Experiment des Dr. Francia	130
Manuela, der Befreier und König Baumwolle	133
Romantik und moderne Nation: Lord Byrons Abenteuer und Beethovens <i>Neunte</i> ...	135
»Erstecht ihr <i>mich</i> , den König der Welt?«: Bolívar und Shaka	140
Revolution: Pedro und Domitilia	142
Quamina und Sir John Gladstone: Sklavenrebell, Sklavenhalter	146
Lord Cupid und die Schirmherrinnen	149
»Lieber sterben als versklavt leben«: Daddy Sharpe und die Abolition	150
Kriegerinnen von Dahomey, Kalif von Sokoto und Kommandant Pretorius	152
Der Napoleon des Ostens: Mehmed Alis Schachzug und die Löwin vom Punjab	156
Kriegsherren der USA: Jacksons Kugeln und Santa Annas Bein	159
Zum Pazifik! König von Hawaii, Königin Emma, Commodore Vanderbilt	169

VIERTER AKT

Bonapartes und Mandschu, Habsburger und Komantschen	175
Revolutionen und Politik für die Massen: Louis Napoleon und Lola Montez	175
Der Erotomane und <i>Das Kapital</i> : Louis Napoleon und Marx	180
Glanz und Elend der Kurtisanen	185
Eliza Lynch und Königin Victoria: Zwei weibliche Potentaten	190
Rebellion: Die letzten Timuriden und die ersten Nehrus	195
Verletzend und zerstörerisch: Die Briten holen sich Indien zurück	197
Hinkender Drache, eisenköpfige Ratte und der Kleine An: Der Aufstieg Cixis	200
Notfalls den Kaiser verführen: Napoleon III., die Herzdame und das <i>Risorgimento</i> ..	207

»Verdreschen wir sie morgen«: Ulysses und Abraham	209
Cynthia Ann Parker liebt Peta Nocona, Franz Joseph heiratet Sisi	212
Amerikanische Kriege: Pedro und López, Charlotte Augusta und Eliza	216
»Wir sind alle Amerikaner«: Lincoln und Grant	217

FÜNFTER AKT

Hohenzollern und Krupps, Albaner und Lakota	225
Ein verrückter Junker, ein Kanonenkönig: Wettstreit im modernen Machtgefüge ...	225
Ismail der Prachtige und Eugénie: Das Kaiserreich ist ein altes Weib	231
In der Mausefalle: Das Debakel von Napoleon dem Kleinen	232
Ku-Klux-Klan und Little Bighorn: Ulysses Grant und Sitting Bull	234
Der eiserne Kanzler und Dizzy	241

SECHSTER AKT

Salomo und Asante, Habsburg und Sachsen-Coburg	249
Salama, Prinzessin von Sansibar, und ein König, der sich »Leichen« nannte	249
Ismail und Tewodros: Der Kampf um Ostafrika	251
Cetshwayos Sieg und der letzte Napoleon	256
Schlächter Leopold, Henker Peters, irrer Kapitän Voulet	261
Rudolf und Mary in Mayerling, Inspektor Hiedler und Adolf Hitler in Braunau	269
Moderne Monarchen: Franz Ferdinand, Pedro, Isabella, Liebchen Wilhelm	274
Hohenzollern und Roosevelts, Salomo und Mandschu	280
Sonnenaufgang im Osten: Kaiserin Cixi, Königin Min und Sun Yat-sen	280
Königin Lili'uokalani und Teddy Roosevelt: Fülle und Raffinesse Amerikas	284
Roosevelt und die <i>Rough Riders</i>	293
Abd al-Aziz: Die Rückkehr der Sauds	295
Rhodes, das Maxim und Lobengula	297
Menelik und Kaiserin Taytu: Afrikanischer Triumph	299
Gandhi, Churchill und die Sudan-Maschine	301
Zwei betagte Kaiserinnen: Cixi und Victoria	303
Du Bois, Washington und Roosevelt	306
Franklin, Eleanor und Hirohito	311

SIEBTER AKT

Hohenzollern, Krupps, Osmanen, Tennos und Songs	317
Süßer, Harfner, Tutu und Concettina: Wilhelm II. und seine Freunde	317
Ende oder Wende in Wien? Franz Ferdinand, Freud, Klimt	319
»Ich will meine Mami«: Kindkaiser, Sun Yat-sen und die Song-Schwestern	324
Familienhochzeit: König, Kaiser und drei Paschas	326
 Hohenzollern, Habsburger und Haschemiten	329
»So heißt man also seine Gäste willkommen«: Der Thronfolger in Sarajevo	329
Ein Gefreiter an der Westfront: Massentötung im Massenzeitalter	333
Des Kaisers Skrotum und Hindenburg als Diktator	337
Ein König in Arabien, ein Bolschewik in Petrograd	339
Der Niedergang der Kaiser	344
Tiger, Ziegenbock, Jesus Christus	346
Niemanden hassen, sich niemals fürchten: Gandhi und Nehru	349
Das Gehirn, der tumbe Holländer und Lucky Luciano	352
Vorfühlen mit Bajonetten: Die Könige von München, Syrien und Irak	356
 Pahlavis und Songs, Roosevelts, Kennedys und die Mafia	362
Vater der Türken, Licht der Perser und das größte Genie: Atatürk, Reza, Lenin	362
Die Song-Schwestern: Sun, Chiang und Mao	367
Jazz und die <i>Roaring Twenties</i> : Roosevelt, Josephine Baker und Lucky Luciano	371
Rin Tin Tin: Kennedy, Klein-Cäsar und Roosevelt	373
Der Feldmarschall und der »böhmische Gefreite«	376
Lange Messer, Großer Terror: Die ultimativen Machtmenschen Hitler und Stalin ...	384
Äthiopien mit oder ohne Äthiopier: Haile Selassie und Mussolini	390

ACHTER AKT

Roosevelts, Suns, Krupps, Pahlavis und Sauds	395
Hirohitos Invasion in China	395
Ölkönige – Die Eroberung Arabiens: Abd al-Aziz und Reza	397
»So wird das gemacht« – Hitlers Plan	399
Der deutsche Diktator und der junge König	408
Hitlers Vernichtungskrieg und Hirohitos Vabanquespiel	411
Totale Ausrottung: Hitler und der Holocaust	417
Moderne Sklavenhalter: Krupp	421
Hitlers Kampf ums Öl	424

Mao und die Schauspielerin aus Shanghai	427
Die Zukunft der Menschheit: Roosevelt, Stalin und Jack Kennedy	431
Roosevelt und die drei Könige	436
»Noch können wir gewinnen« – Hirohitos Offensive	438

NEUNTER AKT

Nehrus, Maos und Suns, Mafiosi, Haschemiten und Albaner	445
»Das Strahlen von tausend Sonnen«: Truman und das amerikanische Jahrhundert ..	445
Das Ende des einzigen Indien: Nehru, Jinnah und die Vizekönigin	448
Faruk und Abdullah: Zwei Könige teilen Palästina auf	454
Mao, Jiang Qing und die rote Schwester Song	458
Tiger Kim und Stalins Stellvertreterkrieg	464
Meyer Lanskys Hotel Nacional und Fidel Castros gescheiterte Revolution	468
Nasser und der Schah ergreifen die Macht	470
 Norodoms und Kennedys, Castros, Kenyattas und Obamas	 475
Der junge König von Kambodscha	475
Ein Israeli in Paris	478
Bergmann trifft Schwimmer: Chruschtschow und Mao	479
Ausgeweidet in Bagdad: Der Rais und der letzte König des Irak	481
<i>La Grandeur</i> : de Gaulle und Houphouët	482
Brennende Speere: Kenyatta, Nkrumah und Barack Obama sen.	487
Nikita und Jack, Mimi und Marilyn	490
Der Löwe von Juda und der afrikanische Pimpernell	494
Ungleiche Brüder und ihre Clans: Die Castros und die Kennedys	498
Atomwaffen in Kuba: Die Hure des Millionärs und der unmoralische Gangster	501
Sihanouk und der Schah	517
Nach Kennedy: Lyndon B. Johnson und Martin Luther King	510
 Haschemiten und Kennedys, Maos, Nehrus und Assads	 514
Ljonja, die Ballerina: Breschnew an der Macht	514
Stich des Skorpions und Sturz der Kleinen Kanone: Mao lässt Jiang Qing los	516
Nasser und der König: Sechstagekrieg im Juni	520
Die Attentate: Robert F. Kennedy, Martin Luther King, Tom Mboya	524
Das Aphrodisiakum der Macht: Kissingers und Nixons Dreiecksspiel	529
Die Ermordung von B-52: Mao und Pol Pot	531
Die »blöde Puppe«: Indira beherrscht Indien	533

Der amerikanische Metternich und der Philosophenkönig von China: Kissinger und Mao	543
Salomon und Bush, Bourbon, Pahlavi und Castro	545
Wilde Bestien und Löwen: Die Assads von Damaskus	545
Kaiserliche Pfaue: Das satanische Fest und der Engel	548
»Ist König David zurückgetreten?« Der <i>Neguse Negest</i> und Major Mengistu	552
Mao, Bruder Nr. 1 und die Viererbande	554
Der Kreuzzügler und der Prinz: Europäische Tyrannen und Demokraten	557
Indira Gandhi und Sohn	559
Kleine Kanone, die Acht Unsterblichen und die Bande des Skorpions	561
Castros Afrika	563
Der Herr der Spione: Andropow und sein Schützling Gorbatschow	567
Der Imam, der Schah und Saddam	570
Jerry John Rawlings von Ghana und Sadat in Jerusalem	574
<i>Operation Storm-333</i> in Kabul	578
Poppy, Osama und W: Bin Laden und die beiden Bushs	580
Maggie und Indira	584
Die Nehruvianer: Die dritte Generation	590

ZEHENTER AKT

Jelzins, Nehruvianer und Assads, Bin Ladens, Kims und Obamas	589
Aufstieg und Fall von Weltmächten: Deng und Gorbatschow	589
Der Fall der Mauer und das neue Afrika: Jelzin und Mandela	593
Die Familia: Boris, Tatjana und die Oligarchen	604
Die Ritter von Damaskus, marxistische Monsterfilme und die Datenkönige	608
Der Sturz der Türme, die Finanzkrise und » <i>Yes we can</i> «	621
Baschar, das Bajonett und die Mona Lisa von Indien: Gaddafi und Mubarak gehen unter, Modi kommt	631
Wo Löwen und Geparden lauern: Trump kapert die Bühne	635
Die Tötung von Geronimo: Osama wird liquidiert	637

ELFTER AKT

Trumps und Xis, Sauds, Assads und Kims	643
Das Kalifat und die Krim	643
Die Familien, die Dynasten, die Weltreiche	645
Ein Kaiser, ein Zar und ein Schauspieler: Xi, Putin und Selenskyj	652
Schlussbemerkung	659
Zitate	669

ANHANG

Dank	673
Ausgewählte Literatur und Quellen	677
Stimmen zu diesem Buch	683
Ortsregister	689
Personenregister	695

VORWORT

Die vorliegende Weltgeschichte ist in bedrohlichen Zeiten, während pandemiebedingter Lockdowns und dem russischen Überfall auf die Ukraine, entstanden. Es gibt unzählige Möglichkeiten, eine Universalgeschichte zu schreiben. Seit der Antike haben es Hunderte Historiker versucht, jeder auf seine Weise. An vielen Universitäten gibt es mittlerweile Lehrstühle für Globalgeschichte, und Dutzende Weltgeschichten werden jedes Jahr veröffentlicht. Einige von ihnen sind wirklich brillant, und ich habe versucht, sie alle zu lesen. Kein Buch ist leicht zu schreiben, und für eine Weltgeschichte gilt das ganz besonders. »Worte und Ideen ergießen sich aus meinem Kopf wie Rahm in ein Butterfass«, schrieb Ibn Chaldun in seiner Universalgeschichte.

Ich wollte immer schon eine Geschichte wie diese schreiben, die einen eher intimen Blick auf die Menschheit wirft. Einerseits ist es ein neuer Ansatz, der sich andererseits auf alte Traditionen berufen kann. Vor allem jedoch ist er die Quintessenz meines Lebens voller Studien und Reisen. Ich hatte das Glück, viele Orte zu besuchen, an denen sich Geschichten dieser Geschichte ereignet haben. Einige der Kriege und Putsche, von denen sie handelt, habe ich selbst miterlebt. Und ich hatte das Privileg, persönliche Gespräche mit einigen globalen Hauptakteuren führen zu dürfen, von denen ich Informationen aus erster Hand erhielt.

Mein Vater war ein Arzt, der sich über vieles Gedanken gemacht hat. Als ich elf Jahre alt war, schenkte er mir eine gekürzte Ausgabe von Arnold Toynbees *The Study of History* (*Der Gang der Weltgeschichte*) – ein Werk, das heute als überholt gilt. »Vielleicht schreibst du eines Tages ja auch einmal so etwas«, sagte er. Ich konnte mich gar nicht mehr losreißen von all diesen Geschichten über Orte und Zeiten, die in meinem von Tudors und Nazis beherrschten Schulunterricht nicht vorkamen.

Dieses Buch zu schreiben, hat mir die größte Befriedigung meines bisherigen Schriftstellerlebens verschafft, stellte mich aber auch vor die bislang größte Herausforderung. Allerdings habe ich viel weniger gelitten als andere Historiker. Ibn Chaldun etwa musste mitansehen, wie seine Eltern an der Pest starben. Sir Walter Raleigh schrieb an seiner *History of the World*, während er auf seine Hinrichtung wartete, was ihm eine einzigartige Perspektive auf das Weltgeschehen eröffnet haben dürfte. Nur wurde er vor der Fertigstellung enthauptet – eine grauenvolle Vorstellung. Geschichte besitzt die geradezu mystische Kraft, die Gegenwart zu formen oder – bei missbräuchlicher Anwendung – zu verzerren. Das macht die Geschichtsschreibung zu einem ebenso unverzichtbaren und edlen wie gefährlichen

Metier. Als man den um 145 v. Chr. geborenen chinesischen Historiographen Sima Qian beschuldigte, er habe den Kaiser verunglimpft, hatte er die Wahl zwischen Hinrichtung und Kastration. Um seine Geschichte vollenden zu können, entschied er sich dafür, verschnitten zu werden: »Aber bevor ich mein Rohmanuskript fertig hatte, traf ich auf dieses Unglück. ... Wenn es an Menschen weitergegeben werden darf, die es schätzen und bis in die Dörfer und großen Städte vordringen, was sollte ich dann bereuen, obwohl ich tausend Verstümmelungen erleiden würde?« Ich dachte oft an Sima Qian, während ich an diesem Buch arbeitete ...

Simon Sebag Montefiore
London

EINFÜHRUNG ZUR EINBÄNDIGEN ORIGINALAUSGABE (2023)

Die Flut strömte zurück. Fußabdrücke tauchten auf. Es waren die Spuren einer Familie, die am Strand von Happisburgh in Ostengland entlanggegangen war. Hinterlassen haben sie fünf Menschen vor etwa 850 000 bis 950 000 Jahren, Erwachsene und Kinder, von denen das größte Individuum wahrscheinlich ein Mann war. Die Fußspuren, die 2013 entdeckt wurden, sind nicht die ältesten. Diese wurden in Afrika gefunden, wo die Geschichte der Menschheit ihren Anfang nahm. Aber jene Strandspuren sind die ältesten einer Familie. Und sie haben mich zu dieser Weltgeschichte inspiriert.

Viele Globalgeschichten sind schon geschrieben worden. Diese hier verfolgt einen bisher nie erprobten Ansatz: Um einer lebendigeren Perspektive willen habe ich meine Weltgeschichte in die Erzählungen von Familien eingebettet. Auf diese Weise lassen sich die großen Ereignisse der Weltgeschichte, von den ersten Homininen bis heute und vom Steinwerkzeug bis zum Smartphone, mit den Dramen einzelner Menschen verknüpfen.

Weltgeschichte ist ein Elixier für bewegte Zeiten, schließlich schärft sie unseren Blick für Verhältnismäßigkeiten. Meistens ist es jedoch ein distanzierter Blick, geht es in den herkömmlichen Weltgeschichten doch häufig um Themen und nicht um Menschen, während Biographien üblicherweise von Menschen, aber nicht von Themen handeln. Die Familie ist der Urstoff der menschlichen Existenz – so war es schon immer, und so wird es auch in einem von Künstlicher Intelligenz und galaktischer Kriegsführung geprägten Zeitalter bleiben. Ich habe ein historisches Netz über die Welt geworfen, in das ich Parallelgeschichten von Familien aller Kontinente und aller Epochen verwoben habe, um dadurch die Entwicklung der Menschheit herauszuarbeiten: Es ist die Biographie vieler Menschen statt einer einzelnen Person. Ungeachtet der globalen Reichweite dieser Familien mangelt es ihren Dramen nicht an Intimität, denn auch ihr Leben wird von Geburt, Heirat und Tod bestimmt. Sie lieben, hassen, steigen auf, fallen, steigen erneut auf, treten ab und treten wieder auf. Jedes Familiendrama hat unzählige Akte. Genau das meinte Samuel Johnson, als er sagte, jedes Königreich sei eine Familie und jede Familie ein kleines Königreich.

Anders als die meisten Geschichtsbücher, mit denen ich aufgewachsen bin, ist meine Weltgeschichte ausgewogen, denn sie widmet sich nicht mehr vordringlich dem Geschehen in Großbritannien und Europa, sondern schenkt Asien, Afrika und Amerika die gebotene Aufmerksamkeit. Durch den familiären Blickwinkel lässt sich auch das Leben von Frauen

und Kindern, die in den Darstellungen aus meiner Schulzeit meist sträflich vernachlässigt wurden, angemessen beachten. Ihre Rollen verändern sich im Laufe der Geschichte ebenso wie die Form der Familie selbst. Wie die Schädelplatten der Geschichte zusammengewachsen sind, genau dies möchte ich hier nachzeichnen.

Das Wort »Familie« steht für Geborgenheit und Zuneigung, obwohl Familien im wirklichen Leben Gespinste aus Kampf und Grausamkeit sein können. Die meisten Familien, von denen ich erzähle, waren Machtverbände, in denen es zwar durchaus Intimität und Wärme gab, Erziehung und Liebe, die zugleich aber auch den eigentümlichen, unerbittlichen Dynamiken der Politik unterworfen waren. Gerade in mächtigen Familien birgt Vertrautheit Gefahr. »Unheil«, warnte der chinesische Philosoph Han Fei seinen Herrscher im 3. Jahrhundert v. Chr., »kommt von denen, die du liebst.«

Bei vielen dieser Familien handelt es sich um Herrscherdynastien: »Geschichte ist etwas, das eine kleine Minderheit tut«, so Yuval Noah Harari, »während die anderen Äcker pflügen und Wasser schleppen.« Neben den Macht ausübenden Familien kommen in diesem Buch auch Sklaven, Ärzte, Maler, Schriftsteller, Henker, Generäle, Historiographen, Priester, Scharlatane, Wissenschaftler, Tycoons, Kriminelle – und Liebende vor. Sogar ein paar Götter.

Einige Familien und Familiengeschichten werden Ihnen als Leserinnen und Leser bekannt vorkommen, viele aber auch ganz unbekannt sein. Wir folgen den Ming in China, den Medici in Florenz und den Habsburgern in Österreich, aber auch den Dynastien von Mali, Mutapa, Dahomey, Oman, Afghanistan, Kambodscha, Brasilien, Iran, Haiti und Hawaii. Und wir berichten über Dschingis Khan, Sundiata Keita, Kaiserin Wu, Ewuare den Großen, Iwan den Schrecklichen, Kim Jong-un, Itzcoatl, Andrew Jackson, König Henri von Haiti, Ganga Zumba, Kaiser Wilhelm II., Indira Gandhi, Pachacútec Inka und Hitler, über die Kenyattas, Castros, Assads, Sauds, Roosevelts, Rothschilds, Rockefellers und Trumps, über Kleopatra, de Gaulle, Khomeini, Gorbatschow, Marie Antoinette, Jefferson, Nader Schah, Mao und Obama, über Mozart, Balzac und Michelangelo ebenso wie über die Cäsaren, Moguln und Osmanen.

Das Grässliche und das Heimelige bestehen nebeneinander. Und so gibt es viele liebende Väter und Mütter, aber eben auch Ptolemaios VIII., den »Dickbauch«, der seinen Sohn zerstückelte und die Körperteile an die Mutter des Kindes schickte, oder Nader Schah, der wie Iris, die Kaiserin des IS, den eigenen Sohn blenden ließ. Königin Isabella folterte ihre Tochter, und Karl der Große soll mit seiner Tochter geschlafen haben. Die mächtige Osmanin Kösem ließ ihren Sohn erwürgen und wurde ihrerseits auf Befehl ihres Enkels getötet. Bei der Hochzeit ihrer Tochter inszenierte Katharina de' Medici ein Massaker und duldete deren Verführung, womöglich sogar die Vergewaltigung durch ihre Söhne. Nero schlief mit seiner Mutter und ermordete sie später. Nachdem Shaka Zulu seine Mutter getötet hatte, nahm er dies zum Vorwand für ein Massaker. Saddam Hussein sorgte dafür, dass seine Söhne gegen seine Schwiegersöhne vorgingen. Brüder zu töten, ist auch heute noch in Machtfamilien endemisch. Kim Jong-un etwa ließ seinen Bruder auf sehr moderne Weise

aus dem Weg räumen und dessen Ermordung mit einem Nervengift wie eine Fernsehshow als Scherz mit versteckter Kamera inszenieren.

Wir betrachten die Tragödien, die jugendlichen Töchtern widerfuhr, wenn sie von ihren kaltherzigen Eltern in ferne Länder geschickt wurden, wo sie Fremde heiraten mussten, um dann bei der Niederkunft zu sterben: Manchmal erleichterten ihre Ehen die Beziehungen zwischen den Staaten, häufiger aber bewirkten die Leiden der Frauen wenig, weil die Interessen des Staates Vorrang vor den familiären Bindungen hatten – ein Aspekt, den wir ebenfalls in den Blick nehmen. Darüber hinaus beleuchten wir auch die Triumphe versklavter Frauen – wie die von Kösem –, die zu Herrscherinnen über ganze Reiche aufstiegen. Erinnert sei an Sally Hemings, die versklavte Halbschwester von Thomas Jeffersons Frau, die dem Präsidenten heimlich Kinder gebar, oder an Raziah aus dem Sultanat von Delhi, die als Sultanin die Macht ergriff, aber dann wegen ihrer Affäre mit einem afrikanischen General ins Verderben stürzte, oder an die Kalifentochter Wallada, die sich in al-Andalus einen Ruf als Dichterin und Freigeist erwarb. Wir werden unsere Familien durch Pandemien, Kriege, Überschwemmungen und Aufschwünge begleiten und das Los der Frauen verfolgen, das sie vom Dorf bis auf den Thron und von der Fabrik bis ins Amt der Premierministerin führte, und wir werden über katastrophale Müttersterblichkeit und rechtliche Ohnmacht über das Wahlrecht bis hin zu Abtreibung und Empfängnisverhütung sprechen. Wir werden uns auch mit dem Schicksal der Kinder auseinandersetzen, von der entsetzlichen Kindersterblichkeit und Kinderarbeit früherer Zeiten bis hin zu den verwöhnten Stars der modernen Gesellschaft.

Im Mittelpunkt dieser Geschichte stehen einzelne Menschen, Familien und Herrschaftsquellen. Tatsächlich gibt es viele Wege, die Geschichte der Welt zu erzählen. Als Historiker interessieren mich besonders die Mechanismen der Macht und der Geopolitik. Die meiste Zeit meines Berufslebens habe ich über russische Machthaber geforscht und geschrieben, denn sie verkörpern die Art von Geschichte, die ich selbst immer gern gelesen habe. Es ist eine Geschichte voller Leidenschaft, Phantasie und Sinnlichkeit, eine Geschichte über Menschen, die von Furien gejagt werden oder einfach unter den Härten des gewöhnlichen Lebens zu leiden haben. Und das hat die reine Wirtschafts- oder Politikgeschichte nun einmal nicht zu bieten. Dieser menschliche Blickwinkel auf die Weltgeschichte hat den großen Vorteil, dass er nicht nur politische, wirtschaftliche und technische Veränderungen, sondern auch familiäre Entwicklungen sichtbar macht. Dieses Buch zeigt, wie Menschen seit jeher in einem System um ihre Handlungsfähigkeit rangen und sich gegen die unpersönlichen, das Dasein bestimmenden Kräfte stemmten. Und doch schließen diese beiden so gegensätzlichen Dimensionen einander nicht zwingend aus. »Die Menschen machen ihre eigene Geschichte«, schrieb Karl Marx, »aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.« Oftmals wird Geschichte so dargestellt, als wären Ereignisse, Revolutionen und Paradigmen stakkatoartig aufeinandergefolgt, erlebt von Menschen, die sich ordentlich kategorisieren, definieren und zuordnen lassen. Die Geschichte der Familien offenbart jedoch etwas ganz anderes: Sie öffnet den Blick auf idiosynkratische, einzigartige Menschen,

die über Jahrzehnte und Jahrhunderte in einer vielschichtigen, hybriden, kaleidoskopischen, liminalen, das heißt, in einer im Schwellenzustand befindlichen Welt leben, lachen und lieben. Und genau diese Welt entzieht sich all unseren Versuchen, sie zu kategorisieren oder mit bestimmten Identitäten zu versehen.

Die Familien und Menschen, denen ich in diesem Buch nachspüre, ragen als Herrscher oder Künstler in der Regel zwar aus der Masse heraus, verraten dessen ungeachtet aber viel über ihre Zeit und über die Orte, an denen sie lebten. Auf diese Weise lässt sich neben der Entwicklung von Königreichen und Staaten und der Vernetzung von Völkern ebenso untersuchen, wie unterschiedliche Gesellschaften Außenseiter integrieren oder zusammenbringen. Das vorliegende Buch ist ein vielschichtiges Drama synchroner Erzählstränge, die an unterschiedlichen Orten spielen, aber letztlich zu ein und derselben Geschichte gehören. Dadurch fange ich hoffentlich etwas von der chaotischen Zufälligkeit und Unvorhersehbarkeit des wahren Lebens und von dem Gefühl ein, dass vieles an anderen Orten in ganz anderen Bahnen verläuft.

Eines der übergreifenden Themen dieses Buches ist die Staatenbildung durch Migration. Dazu betrachten wir ebenso ortsgebundene wie in Bewegung befindliche oder durch Bewegung geformte Familien, denn es sind die großen Massenmigrationen von Familien – Wanderungen und Eroberungen –, die beinahe jede Ethnie und jede Nation erschaffen haben.

So wie wir die Kernfamilien beleuchten, folgen wir auch den großen, sich häufig zu Clans und Stämmen auswachsenden Machtfamilien. Die Kernfamilie ist für uns alle eine biologische Tatsache, die für die meisten von uns mit elterlicher Fürsorge verbunden ist, wie gut oder schlecht sie im Einzelfall auch ausgeprägt sein mag. Dynastien dagegen sind Konstrukte aus Vertrauen und Abstammung, die dazu dienen, Macht und Reichtum zu erhalten, und die vor Gefahren schützen sollen. Beides ist fest in unseren Instinkten verankert, denn in vielerlei Hinsicht sind wir alle Mitglieder von Dynastien, und das macht diese Familiengeschichte zu einer Chronik über uns alle. Nur stehen herrschenden Familien ganz andere Mittel zur Verfügung; bei ihren Machtspielen geht es oftmals buchstäblich um Leben und Tod.

In Europa und den USA neigen wir dazu, die Familie als kleine Einheit zu betrachten, die im Zeitalter von Individualismus, Massenpolitik, Industrialisierung und Hochtechnologie ihre politische Bedeutung verloren hat. Wir glauben, dass wir die Familien nicht mehr so wie früher benötigen. Daran ist durchaus etwas Wahres, erhielt doch die Familie im Laufe der Zeit einen anderen Stellenwert. Auch in Zeiten, in denen sich keine prominenten Familien hervorgetan haben, stütze ich mich bei meinen komplexen Narrativen auf die Charakterzüge und Verbindungen der Menschen. Denn wie sich zeigt, hat sich das Konzept der Dynastie in unserer individualistischen, vermeintlich rationalen Welt zwar weiterentwickelt, ist aber keineswegs verschwunden. Ganz im Gegenteil.

»Ein erblicher Herrscher ist ebenso widersinnig als ein erblicher Doktor«, betonte Thomas Paine während der Amerikanischen Revolution. Und er musste es wissen, schließlich wurde damals, wie so viele Professionen, auch der Arztberuf vererbt. Ein wesentlicher Grund dafür,

dass Herrschaft weitervererbt wurde, war die Religion, denn man glaubte fest daran, dass Herrscher als Vertreter oder sogar Verkörperung des göttlichen Willens agierten. Ihre Heiligkeit, die daraus resultierte, schloss auch die Herrscherfamilien ein und ließ die Erbfolge als etwas Natürliches erscheinen, weil sich darin die auf Abstammung beruhende natürliche Gesellschaftsordnung spiegelte. Nach 1789 entwickelte sich eine Theologie der geheiligten Dynastien, um neuen nationalen, populären Paradigmen und nach 1848 der Massenpolitik zu entsprechen. Die traditionelle Religion mit ihrem Weihrauch und Glockengeläut ist heute weniger präsent, doch unsere sogenannten säkularen Gesellschaften sind nicht weniger religiös als die unserer Vorfahren, und unsere heutigen Orthodoxien sind nicht weniger starr und absurd als die alten Religionen. Der Menschheit scheint nämlich ein starkes Bedürfnis, dass alle Menschen durch den Glauben erlöst werden mögen, innezuwohnen, das jeden Einzelnen, jede Familie und jede Nation nach einer gerechten Mission suchen lässt, die der Existenz Gestalt und Sinn verleiht. »Wer ein Warum zum Leben hat«, sagt Nietzsche, »erträgt fast jedes Wie.« Deshalb ist die Religiosität ein wichtiges Thema dieses Buches.

Unsere heutigen liberalen Demokratien rühmen sich gerne ihrer rein rationalen Politik, in der Sippen, Verwandtschaft und Beziehungen keine große Bedeutung mehr zukommt. Das stimmt insofern, als die Familie in ihnen eine vergleichsweise geringe Rolle einnimmt. Dennoch geht es in der Politik nach wie vor eher darum, jemanden zu begünstigen, als um Inhalte. Selbst moderne Staaten wie die Demokratien in Nordamerika und Westeuropa sind komplexer und längst nicht so rational, wie wir uns gerne einreden, denn formale Institutionen, zu denen auch die Familie gehört, werden oftmals durch informelle Netzwerke und Interessengemeinschaften umgangen. Man denke nur an mächtige Familiendynastien wie die Kennedys und Bushs, die Kenyattas und Khamas, die Bhuttos, Lees und Nehrus, die in vielen Demokratien oder Semidemokratien für Sicherheit und Kontinuität stehen, aber erst gewählt werden müssen (und folglich auch bei den Wahlen durchfallen können). Untersuchungen in den USA, Indien und Japan haben gezeigt, dass die Mitglieder großer Familiendynastien dort bis heute immer wieder in den Parlamenten und im Staatsdienst auftauchen. Und dann ist da noch die wachsende Zahl erblicher Herrscher in Asien und Afrika, die – hinter republikanischen Institutionen verborgen – in Wirklichkeit Monarchen sind.

»Verwandtschaft und Familie bleiben eine Macht, mit der man rechnen muss«, schrieb Jeroen Duindam, der Altmeister der Dynastieforschung. »Personalisierte und dauerhafte Formen der Führung in Politik und Wirtschaft neigen auch heute noch dazu, halb dynastische Züge anzunehmen.«

Familie und Macht sind also wandelbar und können im Laufe der Zeit unterschiedliche Formen annehmen. Daneben existiert ein diesen beiden Faktoren entgegengesetztes, zugleich jedoch eng mit ihnen verbundenes Phänomen: die Sklaverei. Durch Haussklaven war sie von Anfang an in den Familien der Sklavenhalter präsent, während sie die Familien der Versklavten zerstörte. Das macht die Sklaverei zu einer Art Anti-Familien-Institution. Wie die Konkubinen in islamischen Harems oder die Geschichte von Sally Hemings und

Thomas Jefferson im Sklaven haltenden Amerika zeigen, konnten Sklaven zwar als Mitglieder in die Familien ihrer Besitzer integriert sein, doch hatten sie niemals irgendeine Wahl, denn ihr Dasein war unverhohlen von Zwang oder sogar ungehemmt von Vergewaltigung geprägt. Familie war und ist für viele Menschen also keine Selbstverständlichkeit.

Dieses Buch spiegelt eine Reihe neuer, längst überfälliger Entwicklungen in der Geschichtsschreibung wider, schließlich widmet es sich ausführlich den Völkern Asiens und Afrikas sowie der Frage, wie politische Ordnungen, Sprachen und Kulturen miteinander verflochten sind und welche Rolle Frauen und die ethnische Vielfalt spielen. Doch die Geschichte ist zu einem Feuerrad geworden, das sich beständig dreht und die Flammen des Wissens und des Unwissens gleichermaßen entfacht. Man muss sich nur die verwüsteten Informationslandschaften auf Twitter oder Facebook mit ihrem Geblubber aus Vorurteilen und Verschwörungstheorien ansehen, um zu erkennen, wie sich die Geschichte durch digitale Verzerrung immer mehr zersplittert. Geschichte war schon immer wichtig, schließlich sorgt eine wie auch immer imaginierte goldene, mit Heldenepen angereicherte Vergangenheit nicht nur für Legitimität und Authentizität, ihr wohnt auch eine tief im menschlichen Wesen verwurzelte Heiligkeit inne, die oftmals in den Geschichten von Familien und Nationen zum Ausdruck kommt. Jede Ideologie, jede Religion und jedes Imperium ist bestrebt, diese sakrosankte Vergangenheit zu kontrollieren, um ihr Handeln in der Gegenwart zu legitimieren. Bis heute mangelt es auf der Welt nicht an Versuchen, die Geschichte in ein ideologisches Korsett zu zwingen.

Die alten kindlichen Kategorien von »Gut« und »Böse« haben wieder Konjunktur, wenn auch unter veränderten Vorzeichen. Doch wie James Baldwin schon sagte: »Eine erfundene Vergangenheit kann niemals verwendet werden. Sie bricht und bröckelt unter dem Druck des Lebens wie Ton in einer Dürrezeit.« Ein ideologisch geprägter Jargon, der laut Foucault in der Regel auf eine Zwangsideologie hindeutet, die »dazu tendiert, auf die anderen Diskurse Druck und Zwang auszuüben«, bestätigt eine solche Klitterung am deutlichsten. Ein solcher Jargon verschleiert nämlich das Fehlen einer faktischen Grundlage, schüchtert Andersdenkende ein und erlaubt es Kollaborateuren, ihre tugendhafte Konventionalität zur Schau zu stellen. »Was ist dann«, so Foucault weiter, »im Willen zur Wahrheit, im Willen, den ›wahren‹ Diskurs zu sagen, am Werk – wenn nicht das Begehren und die Macht?« Und Baldwin warnte: »Niemand ist gefährlicher als derjenige, der sich einbildet, reinen Herzens zu sein, denn seine Reinheit ist per definitionem unangreifbar.« Geschichtsideologien überleben nur selten den Kontakt mit der Unordnung, den Zwischentönen und der Komplexität des wirklichen Lebens: »Das Individuum, das die Macht konstituiert hat«, so Foucault, »ist zugleich ihr Vehikel.«

Der Schwerpunkt in diesem Buch muss zwangsläufig auf dunklen Aspekten der Geschichte wie Krieg, Verbrechen, Gewalt, Sklaverei und Unterdrückung liegen, weil sie nicht nur Bestandteile des Lebens, sondern oftmals auch Antriebskräfte des Wandels sind. Die Geschichte ist, wie Hegel schrieb, als »Schlachtbank« zu betrachten, »auf welcher das Glück der Völker ... zum Opfer gebracht worden« ist. Der Krieg ist demnach immer ein Brand-

beschleuniger: »Das Schwert verkündet mehr Wahrheiten als Bücher, denn seine Schneide trennt Weisheit von Eitelkeit«, meinte Abu Tammam Habib ibn Aus, ein irakischer Dichter aus dem 9. Jahrhundert. »Wissen findet man im Funkeln der Lanzen.« Und jedes Heer, so Leo Trotzki, »ist ein Abbild der Gesellschaft und leidet an allen ihren Krankheiten, meistens mit erhöhter Temperatur.« Imperien, also Staaten mit zentralisierter Herrschaft und kontinentalen Ausmaßen, die über verschiedene Völker gebieten, können vielerlei Gestalt annehmen. Eine Erscheinungsform sind die Steppenreiche der Reiternomaden, die sesshafte Gesellschaften über viele Jahrtausende bedrohten, eine völlig andere die transozeanischen europäischen Reiche, die die Welt zwischen 1500 und 1960 beherrschten. Heutzutage konkurrieren »Imperien« wie China, Amerika und Russland miteinander, die von einer nationalen Vision mit kontinentaler Reichweite getragen werden. In Moskau etwa kontrollieren Imperialisten, die durch einen neuen Ultranationalismus gestärkt sind, das flächenmäßig größte nationale Imperium der Welt – mit tödlichen Folgen. Der Wettstreit der Weltmächte – Papst Julius II. nannte es »das Weltspiel« – erweist sich als unerbittlich, denn Erfolge sind von vorübergehender Natur, und der Preis, den die Menschen dafür zahlen, ist immer zu hoch.

Viele marginalisierte und verschwiegene Verbrechen müssen noch vollständig aufgeklärt werden. Ziel dieses Buches ist eine differenzierte Darstellung, die die Menschen und ihre Gemeinschaften so zeigen soll, wie sie nun einmal sind: kompliziert und mit Fehlern behaftet, aber eben auch inspirierend. Das beste Mittel gegen die Verbrechen der Vergangenheit besteht darin, sie möglichst hell zu beleuchten. Wenn sie schon nicht mehr bestraft werden können, sollten wir sie zumindest nicht unter den Teppich kehren, denn das ist die einzige Form der Wiedergutmachung, die zu leisten wir noch imstande sind. Dieses Buch soll daher ein Scheinwerfer sein, der Errungenschaften und Untaten ins Licht rückt, ganz gleich, wer sie zu verantworten hat. Ich werde versuchen, die Geschichten so vieler unschuldig zu Tode gekommener, versklavter und unterdrückter Menschen zu erzählen, wie ich nur kann. Denn jeder Einzelne zählt.

Heute verfügen wir über wissenschaftliche Methoden wie die Radiokarbondatierung, die DNA-Analyse oder die Glottochronologie, die uns tiefere Einblicke in die Vergangenheit ermöglichen und die Schäden aufzeigen, die der Mensch seiner Erde durch Erderwärmung und Umweltzerstörung zufügt. Doch ungeachtet aller neuen Mess- und Forschungsmethoden geht es in der Geschichte letztlich immer um Menschen. Meine letzte Reise, bevor ich diese Zeilen zu Papier brachte, führte mich nach Ägypten. Als ich dort die wunderschönen Fayum-Porträts sah, fiel mir auf, wie ähnlich uns diese Menschen aus dem 1. Jahrhundert sehen. Sie und ihre Familien haben vieles mit uns gemeinsam, obwohl es selbstverständlich auch immense Unterschiede gibt. In unserem eigenen Leben verstehen wir oftmals kaum die Menschen, die wir gut zu kennen glauben. Umso mehr muss man sich in der Geschichtsforschung darüber im Klaren sein, dass wir im Grunde nur sehr wenig über die Menschen aus der Vergangenheit oder die Funktionsweise ihrer Familien wissen. Und schon gar nicht können wir sagen, was in ihren Köpfen vorging.

Historiker laufen stets Gefahr, in eine teleologische Sichtweise zu verfallen, also Ereig-

nisse so darzustellen, als habe ihr Ausgang von Anfang an festgestanden. Und wer nur eine Zukunft vorhersagen kann, die bereits passiert ist, taugt als Prophet nicht viel. Das liegt daran, dass Historiker oftmals gar nicht so sehr die Vergangenheit dokumentieren oder die Zukunft prophezeien, sondern vielmehr ihre eigene Gegenwart abbilden. Um die Vergangenheit wirklich verstehen zu können, muss man jedoch in der Lage sein, die Gegenwart abzuschütteln. Die Aufgabe eines Historikers ist es, sich das Leben in der Vergangenheit in seiner gesamten Bandbreite vorzustellen und dabei alles einzubeziehen, was er weiß.

Ein Welthistoriker ist, wie al-Masudi im 10. Jahrhundert zu Papier brachte, »ein Mann, der Perlen aller Art und Farben gefunden hat, sie zu einer Halskette zusammenfasst und zu einem Ornament macht, das sein Besitzer mit großer Sorgfalt bewacht.« Genau diese Art Weltgeschichte wollte ich schreiben.

Die Fußstapfen der Familie am Strand von Happisburgh wurden bald nach ihrer Entdeckung 2013 von den Gezeiten überspült und ausgelöscht. Nachdem sie damals entstanden waren, sollte es noch Hunderttausende Jahre dauern, bis das begann, was wir Geschichte nennen.

REDAKTIONELLE ANMERKUNG ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

Die vorliegende Weltgeschichte aus der Sicht von Familien führt Sie in alle Weltregionen, in zahlreiche Länder mit ihren Städten, Steppen und Wüsten. Sie entfaltet das Innenleben so vieler Clans, Sippen und Dynastien, dass dem Redaktionsteam – Übersetzerinnen und Übersetzern, Lektorinnen, Korrektorin und Verlag – eine Vorbemerkung angebracht scheint, um die Lektüre zu erleichtern:

Viele historische Persönlichkeiten treten auf, ungezählte Namen werden erwähnt. Daher haben wir uns entschieden, die Namen weitgehend in ihrer Landessprache zu belassen, um die immer noch praktizierte ›Germanisierung‹ zu vermeiden. So nennen wir den portugiesischen König *Dom Pedro I.* nicht wie früher üblich Peter I. Englische Könige werden etwa *Henry*, französische Herrscher *Henri* und deutsche Könige und Kaiser Heinrich genannt. Ludwig XIV., im deutschsprachigen Raum als »Sonnenkönig« bekannt, firmiert unter der französischen Schreibweise *Louis XIV.*

Ausnahmen bestätigen die Regel, so auch in diesem Buch: *Marie Antoinette* ist im deutschen Sprachraum nur unter diesem Namen und in dieser Schreibweise vertraut, so dass in diesem Fall nicht auf die Schreibweisen *Antoinette* oder *Maria Antonia* zurückgegriffen wurde. *Jekaterina Welikaja* bezeichnet im Russischen Katharina II., die Große, und *Pjotr I Welikij* ist im Deutschen als Peter I., der Große, geläufig: In diesen und weiteren Fällen haben wir uns entschieden, die im deutschen Sprachraum übliche Verwendung beizubehalten, ebenfalls bei Wilhelm dem Eroberer, Karl V. und weiteren Namen.

Bevor der Lesetext eines jeden Kapitels beginnt, haben wir unter der Rubrik »Mitwirkende« die wichtigsten historischen Persönlichkeiten mit ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer Funktion und oft auch ihrem familiären Bezug versammelt, um eine zeitliche und dynastische Orientierung zu ermöglichen.

Bei den Jahresangaben vor- und frühgeschichtlicher Zeit haben wir uns analog zur englischen Ausgabe *The World. A Family History* an der im englischen Sprachraum geläufigen Einteilung der Epochen und Regierungszeiten orientiert. Für die Zeiten danach gilt die hierzulande übliche Handhabung.

Sämtliche Angaben wurden von der Redaktion sorgfältig geprüft. Sollten bei der Fülle der Namen, Länder, Orte, der Ereignisse, der Jahreszahlen und weiterer Details dennoch Unge-

nauigkeiten stehengeblieben sein, bitten wir dies zu entschuldigen. Es sollte den Gesamteindruck dieser weit ausgreifenden und überwältigenden Weltgeschichte als einer Geschichte der Familien und Dynastien nicht schmälern.

In dem Buch sind zahlreiche Zitate enthalten, die nicht in Gänze recherchiert werden konnten. Wir haben uns entschieden, Zitate von deutschsprachigen historischen Personen oder deutschen Autoren, deren Aussagen schriftlich greifbar sind, zu belegen. Die Quellen finden sich im Anhang aufgelistet. Alle anderen Zitate wurden der englischen Fassung des Buches entnommen und ins Deutsche übertragen. Für weitergehende Lektüren haben wir eine Auswahlbiographie angefügt; die ausführliche Literaturliste kann auf der Homepage des Verlages heruntergeladen werden (siehe dazu den Hinweis auf Seite 4).

In Bezug auf die Formalia gelten Kursivierungen allein fremdsprachigen Ausdrücken, die wir in vielen Fällen der Verständlichkeit wegen durch einen Einschub erklären. Anführungszeichen wiederum sind der Auszeichnung von Zitaten und Wortübersetzungen und Spitznamen, Übernamen etc. vorbehalten. Was fremdsprachige Namen betrifft, haben wir aus Gründen der Lesefreundlichkeit weitestgehend auf Sonderzeichen verzichtet.

Entstandene Abweichungen des Textes vom englischen Original sind einer redaktionellen Bearbeitung geschuldet, die großen Wert auf die Lesefreundlichkeit für das deutschsprachige Publikum legt. Dies hat an einigen Stellen Glättungen oder geringfügige Kürzungen notwendig gemacht.

Last but not least haben wir auf diskriminierungssensiblen Sprachgebrauch Wert gelegt. In Anlehnung an derzeit gängige sprachliche Übereinkünfte verzichten wir auf abwertende Wortwahl, es sei denn, es handelt sich um historische Zitate, die in ihrem jeweiligen zeitlichen Kontext verstanden werden müssen und auch als solche kenntlich gemacht sind.

Stuttgart, im Oktober 2023

ZITATE

Wenn ein Königreich eine große Familie darstellt, so ist andererseits auch die Familie ein kleines Königreich, zerrissen durch Parteien und Empörungen ausgesetzt.

Samuel Johnson

Die Welt ist ein Berg, und alles, was man je von ihr zurückbekommt,
ist der Widerhall der eigenen Stimme.

Rumi

Solange die Löwen nicht ihre eigenen Historiker haben, werden die Jagdgeschichten weiter die Jäger verherrlichen.

Chinua Achebe

Die Wahrheit ist noch nie tot auf die Straße gefallen; sie hat eine solche Affinität zur Seele des Menschen, dass der Same, wie auch immer er ausgestreut wird, irgendwo hängen bleibt und sich hundertfach entfaltet.

Theodore Parker

So viele Kriege sind auf dem Erdkreis; so viele Gestalten des Verbrechens;
... auf dem ganzen Erdkreis wütet der verruchte Mars: wie Renngespanne,
die aus dem Zwinger losschießen, Sprungweite zulegen ...

Vergil

Die ganze Frage der Kontrolle läuft darauf hinaus, wer wen kontrolliert.

Lenin

Wer glaubt, sich durch das Studium einzelner Geschichten ein einigermaßen gerechtes Bild von der Geschichte als Ganzes machen zu können, gleicht dem Menschen, der, nachdem er die abgetrennten Gliedmaßen eines einst lebendigen und schönen Tieres betrachtet hat, meint, das Geschöpf in seiner ganzen Lebendigkeit und Anmut gesehen zu haben ... Nur durch das Studium des Zusammenhangs aller Einzelheiten, ihrer Ähnlichkeiten und Unterschiede, sind wir in der Tat in der Lage, uns wenigstens einen allgemeinen Überblick zu verschaffen und so aus der Geschichte sowohl Nutzen als auch Vergnügen zu ziehen.

Polybios

Es war in unseres Lebensweges Mitte,
Als ich mich fand in einem dunklen Walde;
Denn abgeirrt war ich vom rechten Wege.

Dante Alighieri

ERSTER AKT

• • ✱ • •

990 Millionen

Mitwirkende

Richard **Arkwright**, engl. Textilindustrieller und Erfinder (1732–1792)
Antoine **Barnave**, franz. Politiker, Präsident der Nationalversammlung (1761–1793)
Joseph **Bologne**, Chevalier de Saint-Georges, franz. Geigenvirtuose und Komponist (1745–1799)
Francis Egerton, Duke of **Bridgewater**, brit. Peer, Politiker und Unternehmer (1736–1803)
Jacques-Pierre **Brissot**, Publizist, Führer der Girondisten (1754–1793)
George Brian **Brummell**, »Beau«, engl. Lebemann und Freund von George IV. (1778–1840)
Pierre-Ambroise-François **Choderlos de Laclos**, franz. Offizier und Schriftsteller (1741–1803)
Georges **Danton**, Politiker und Anführer der Französischen Revolution (1759–1794)
Olaudah **Equiano**, ehem. Sklave, Abolitionist, Verfasser einer Autobiographie (1745–1797)
Cécile **Fatiman**, haitianische Voodooopriesterin (um 1775–um 1883)
Hans Axel Graf von **Fersen**, schwed. Staatsmann und Vertrauter von Marie Antoinette (1755–1810)
George IV., »Prinny«, König von England (1762–1830)
Moll **Hackabout**, brit. Prostituierte, porträtiert von William Hogarth (1778–1840)
Alexander **Hamilton**, einer der Gründerväter der USA (1755/1757–1804)
Sally **Hemings**, Sklavin und Geliebte Thomas Jeffersons (um 1773–1835)
Thomas **Jefferson**, Gouverneur von Virginia, Präsident der Vereinigten Staaten (1743–1826)
Joseph II., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (1741–1790)
Helene Amalie **Krupp**, Begründerin der Krupp-Dynastie (1732–1810)
Gilbert du Motier, Marquis de **La Fayette**, franz. *Général de division* und Politiker (1757–1834)
Louis XVI., König von Frankreich (1754–1793)
Louis Charles, franz. Dauphin (1785–1795)
Louis-Philippe II., Louis-Philippe Joseph de Bourbon, Herzog von Orléans (1747–1793)
Marie Antoinette, Maria Antonia von Österreich, Königin von Frankreich und Navarra (1755–1793)
Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la Brède et Montesquieu, franz. Staatstheoretiker der Aufklärung (1689–1755)
Constanze **Mozart**, geb. Weber, Ehefrau von Wolfgang Amadeus Mozart (1762–1842)
Wolfgang Amadeus **Mozart**, österr. Komponist (1756–1791)
Napoleon I. Bonaparte, General, revolutionärer Diktator und Kaiser der Franzosen (1769–1821)
Sir Robert **Peel** d. Ä., brit. Staatsmann und Politiker (1750–1830)
William **Pitt** d. J., Premierminister von Großbritannien (1759–1806)
Maximilien de **Robespierre**, führender Politiker der Jakobiner (1758–1794)
Kardinal de **Rohan**, Louis René Édouard de Rohan-Guéméné (1734–1803)
Chevalier Charles-Henri **Sanson**, Scharfrichter der Französischen Revolution (1739–1806)
Granville **Sharp**, Gründer der brit. abolitionistischen Bewegung (1735–1813)
Adam **Smith**, schott. Moralphilosoph und Aufklärer (getauft 1723–1790)
François-Dominique **Toussaint Louverture**, Anführer der Haitianischen Revolution (1743–1803)
George **Washington**, General, erster Präsident der Vereinigten Staaten (1732–1799)
Josiah **Wedgwood**, engl. Unternehmer, Keramikfabrikant (1730–1795)
William **Wilberforce**, brit. Parlamentarier und Anführer im Kampf gegen die Sklaverei (1759–1833)

Arkwrights und Krupps, Habsburger, Bourbonen und Sansons

Der eisenvernarrte Titan, der König der Kanäle und Moll Hackabout

1786 schlug George III. einen aufbrausenden, griesgrämigen Unternehmer aus Lancashire zum Ritter, der als Friseur angefangen hatte – unter anderem indem er die wasserfeste Perücke erfunden hatte: Die Rede ist von dem 54-jährigen Sir Richard Arkwright. Fünfzehn Jahre zuvor hatte der Sohn eines bodenständigen Schneiders einen kleinen Betrieb gegründet, in dem er eine neue Technologie einsetzte: eine Spinnmaschine für Baumwollgarn. Danach baute er eine wasserbetriebene Mühle in Cromford, die so erfolgreich war, dass er eine bis dahin unbekannte Art von Produktionsstätte einrichtete – die Fabrik. Immer mehr Arbeiter holte er in sein Unternehmen, darunter auch Kinder, von denen manche erst sieben Jahre alt waren. Die Arbeiter teilte er in Schichten von dreizehn Stunden ein, überwacht von lauten Glocken, die eine strikte Einhaltung der Zeiten vorgaben: Wer zu spät kam, erhielt keinen Lohn.

Der »pausbäckige, kugelhäuchige« Arkwright häufte ein Vermögen von 500 000 Pfund an, mit dem er ein Landschloss erwerben konnte. Zwischenzeitlich nahm er unentwegt weitere Fabriken in Betrieb und löste damit eine Revolution in der britischen Textilindustrie aus. Lange Zeit beruhte die Branche größtenteils auf industrieller Heimarbeit, bei der die Frauen zu Hause arbeiteten und sich nebenher um die wachsende Kinderschar zu kümmern hatten – die ebenfalls in die Arbeit eingespannt wurde. Die Wollproduktion – in England, Flandern und Florenz – hatte dazu beigetragen, ein europäisches Wirtschaftsbürgertum entstehen zu lassen, allerdings beherrschten die indischen Textilien noch immer den Markt. Über Jahrtausende hatten sich die entscheidenden Faktoren des Lebens nicht nennenswert verändert, und die Arbeit war jahrhundertlang im Wesentlichen gleich geblieben. Ein derart extremer Wandel, wie ihn Arkwright angestoßen hatte, kommt nicht ohne eine dynamische Verflechtung zusammenwirkender Kräfte aus: Revolutionen und Kriege in Verbindung mit neuen Technologien und Ideologien. Arkwrights Einsatz von Technologien war ebenso radikal wie das von ihm geschaffene Fabrikssystem, das die Arbeitsweise der Menschen von Grund auf wandelte. Nun wurde alles anders – und es ging schnell vonstatten.

Dampfbetriebene Maschinen wurden erstmals dazu genutzt, Kohlebergwerke trocken zu legen. Setzte man sie in Baumwollfabriken ein, steigerten sie deren Produktivität um das Zweihundertfache. Ähnlich wie der Computer in den 1990er-Jahren veränderten sie das Denken einer ganzen Generation. Die Dampfkraft wurde wie die damit produzierten Textilien zu einer universellen Schlüsseltechnologie, sodass sie von nun an – wenn auch unsichtbar – allgegenwärtig war. Solche Technologien, schrieb Mark Weiser, »weben sich derart in unser alltägliches Leben ein, dass sie am Ende gar nicht mehr davon zu unterscheiden sind«. Doch die Erfindungen hätten ohne lokal vorhandenen fossilen Brennstoff ihre Wirkung nicht entfaltet: Großbritanniens reiche Kohlevorkommen waren von entscheidendem Einfluss. Die Kohle musste nur noch zu den Fabriken transportiert werden. Die dafür nötigen Transportmittel schuf ein Unternehmer, der zu dem barschen ehemaligen Perückenmacher nicht unterschiedlicher sein konnte: Francis Egerton, Duke of Bridgewater, war einer jener glücklichen Grundbesitzer, die auf ihren Ländereien Kohle entdeckten. Um sie zu den Fabriken zu bringen, begann er 1771 mit dem Bau eines ersten Kanals, den er fünf Jahre später im Alter von vierzig Jahren fertigstellen ließ. Durch diesen Transportweg verband er Worsley mit Manchester, einen weiteren grub er zwischen Liverpool und Manchester. Mit zwölf Jahren hatte er als ernster, unglücklicher und etwas dicklicher Junge seine Adelstitel geerbt. Er verlobte sich mit Elizabeth, Duchess of Hamilton, die in der besseren Gesellschaft und als eine der *Irish Gunning Sisters** großes Ansehen genoss und berühmt für ihre Amateurschauspielerei war. Doch die Verlobung wurde wieder gelöst, die Duchess heiratete einen anderen Magnaten, worauf Bridgewater sein Herrenhaus in London schloss und sich fortan darauf beschränkte, Kunstwerke zu sammeln und Kanäle zu entwerfen, die ihm zwei Millionen Pfund eintrugen – damit war er der reichste aller britischen Adligen. Eine Ehe ging er nie ein.

Ein manischer Eisenfabrikant namens John Wilkinson, der Sohn eines Eisenhüttenunternehmers mit dem Spitznamen *Iron-Mad Titan*, nutzte seit 1771 die Kohlekraft, um mit Dampfmaschinen Hochöfen zu befeuern und Kanonen aus Eisen zu gießen. Darüber hinaus unterstützte er den Bau der Coalbrookdale-Eisenbrücke – die weltweit erste ihrer Art –, errichtet von Abraham Darby III., dem Spross einer anderen Familie aus der Eisenindustrie. Inzwischen produzierte Wilkinson ein Achtel des gesamten britischen Eisens – sein »Eisenwahn« gipfelte darin, dass er sich einen eisernen Sarg und den eisernen Obelisk für seine Grabstätte goss.

Die Grundlagen der neuen Technologien waren schon seit Jahrhunderten bekannt gewesen. Auch die Dampfkraft als solche war nicht neu, Arkwright entwickelte für seine Spinnmaschine lediglich die Leistungen einer langen Reihe von Erfindern weiter, von James Watt

* Die andere der *Irish Gunning Sisters*, Maria, Countess of Coventry, starb mit 27 Jahren an einer Kosmetikvergiftung – zu häufig hatte sie die venezianische *Ceruse* aufgetragen, die den Damen eine modisch helle Alabasterhaut verschaffte, aber Blei und Quecksilber enthielt. Als sich auf Marias Haut heftige Ausschläge ausbreiteten, überdeckte sie diese mit noch mehr *Ceruse*, die sie schon bald umbrachte – sie hatte sich buchstäblich zu Tode geschminkt.

und Matthew Boulton bis zurück zu Thomas Newcomen im Jahr 1712. Newcomen etwa war von den Ideen des Franzosen Denis Papin inspiriert, die 1687 veröffentlicht worden waren. Schon im 1. Jahrhundert n. Chr. hatten die Griechen eine dampfbetriebene Pumpe genutzt, und die Han-Chinesen hatten bereits Eisen gefördert. Die Entwicklung war nicht so sehr »genialen« Erfindern geschuldet, sondern einem über die Jahrhunderte angesammelten Wissen, kleinen Veränderungen, Zufallsentdeckungen und einem immer schneller werdenden kommunikativen Austausch, der es gebildeten Kreisen und miteinander vernetzten klugen Köpfen ermöglichte, zu experimentieren, Neuerungen auszuarbeiten und die Technologien praktisch anzuwenden, um anschließend miteinander in Konkurrenz zu treten. Viele dieser britischen Erfinder gehörten der *Lunar Society* an, die sich im provinziellen Birmingham traf und »die ersten Hinweise auf Entdeckungen, aktuelle Beobachtungen und die wechselseitige Kollision von Ideen« debattierte. Diese »Kollision der Ideen« – man korrespondierte mit Benjamin Franklin in Amerika und den *Philosophes* in Paris – wurde zur Triebfeder der Innovation und zum Grund dafür, dass an verschiedenen Orten oft gleichzeitig an ähnlichen Erfindungen gearbeitet wurde.

Ohne die Nachfrage eines Marktes, der dafür bezahlte, ohne ein politisches System, das über die notwendigen finanziellen Mittel verfügte, um es zu fördern, und ohne eine ausreichend flexible Gesellschaft, die diese Leistungen auch würdigte und belohnte, könnte solches Wissen niemals wirksam genutzt werden: Alle drei Aspekte kamen in einer Person zusammen – George, dem Prinzen von Wales und Sohn des Königs, dem ältesten einer maßlosen royalen Brut verkommener und unmoralischer Taugenichtse.

Im Carlton House bekam der 21-jährige Prinz 1783 seinen eigenen Hausstand. Gierig, zügellos, wahnhaft, schamlos und mit einem Hang zur Fettleibigkeit, dabei durchaus gebildet und künstlerisch veranlagt, kennzeichneten ihn die Abscheu und Missachtung, die der Familie des Hauses Hannover seit Generationen eigen waren. Der König, so meinte George, »hasst mich, er hasste mich schon immer, seit ich sieben war«, und so verbündete er sich mit der Opposition gegen seinen Vater und William Pitt den Jüngeren. Zu mehreren attraktiven Geliebten unterhielt er ein Verhältnis, aber als er genötigt war, sich von einer Liebhaberin zu trennen, wand er sich in Krämpfen auf dem Teppich und kreischte: »Wie sehr ich sie liebe! Ich werde verrückt! Mein Gehirn wird zerspringen!« Am Ende heiratete er die plumpe Prinzessin Caroline aus dem Haus Braunschweig, mit dem Hintergedanken, dadurch an Parlementsgehalte zu kommen, mit denen er seine enormen Schulden von 630 000 Pfund würde begleichen können. Bei ihrer ersten Begegnung grummelte er, »es geht mir nicht gut, bitte, bringt mir ein Glas Brandy.« Immerhin schaffte er es in seinem Alkoholnebel irgendwann, die Ehe tatsächlich zu vollziehen, und zeugte die Erbin Prinzessin Charlotte Augusta.

Niemand jedoch repräsentierte und verkörperte die neue Konsumgesellschaft so perfekt wie George »Beau« Brummell, Kronprinz Georges deutlich jüngerer Freund, der attraktive, energiegeladene Enkel eines Dieners und Sohn des Sekretärs von Lord North. Während seiner Schulzeit in Eton und als jugendlicher Wachoffizier hatte Brummell Prinz George alias »Prinny« durch sein Stilgefühl fasziniert und dafür gesorgt, dass weiße Halstücher, gestärkte

Hemden, maßgeschneiderte dunkle Mäntel und lange Hosen zur Mode wurden, die die edlen Mäntel, Kniebundhosen und Baumwollstrümpfe verdrängten. Auch legte er größten Wert auf Körperpflege, wusch sich mit Seife und putzte sich die Zähne – was damals alles ein Vermögen kostete. »Nun, in erträglichen wirtschaftlichen Verhältnissen lässt sich das mit 800 Pfund bewerkstelligen«, meinte Beau zu einer Zeit, da ein Gentleman von 200 Pfund im Jahr recht gut leben konnte, wohingegen ein Arbeiter mit zwölf Pfund auskommen musste.

Prinny und Brummell waren die Vorreiter einer modischen Elite, bekannt als *le Bon Ton*, die ihre Zeit damit zubrachten, sich gegenseitig zu besuchen, sich zu streiten, mit der Frau des jeweils anderen zu flirten und Kurtisanen zu verführen. Auch vergnügten sie sich mit dem Glücksspiel *Faro*, gaben Kunstwerke in Auftrag, planten neue Häuser und Gärten, reisten nach Italien und kamen als schicke *Macaronis* zurück. Zu ihrem Zeitvertreib gehörte es, durch London zu promenieren, das dank der neuen Fertigungsindustrie dabei war, zu einer Weltstadt zu werden.

Eliteclubs – jeweils exklusiv nach Geschlechtern getrennt – existierten, um die aufstrebende Mittelschicht zugleich auszuschließen und anzulocken. Angeführt von den Herzoginnen und Gräfinnen protzten die Pionierinnen mit ihren Modetrends und Affären, wie sie auch in ihren Salons Politiker beeinflussten: Die fünf Patroninnen des Damenclubs *Almack's Assembly Rooms* schwelgten in ihren Launen und ließen sich von ihren Liebhabern verwöhnen. In Zeitungen und Cartoons wurde ihre Mode zum Thema gemacht und anschließend von der Mittelschicht nachgeahmt, die sich in neuen Geschäften nach Tüchern, Hüten, Handschuhen und Kleidern umsah, die Accessoires aus den Fabriken von Manchester feilboten, nicht selten hergestellt von arbeitenden Frauen und Kindern, die nur halb so viel verdienten wie die Männer. Nun konnte sich die Mittelschicht Hauspersonal leisten, üblicherweise arme Frauen vom Land, deren Herrinnen nicht darauf angewiesen waren zu arbeiten, sondern finanziell abgesichert durch ihre ehrgeizigen Ehemänner ein zartes, idealisiertes Frauenbild verkörperten.

In London war es den Leuten aus der Mittelschicht möglich, im Restaurant zu speisen, wobei es nicht bloß darum ging, seinen Hunger zu stillen. Schließlich wollte man sich zerstreuen, sehen und sich sehen lassen sowie seine gesellschaftlichen Bedürfnisse befriedigen. Sich in der Öffentlichkeit zu vergnügen, war ebenso köstlich wie im Privaten. In den Vauxhall Gardens am Südufer der Themse baute ein Unternehmer einen Schatten spendenden Vergnügungspalast, in dem sich 2000 Gäste, mitunter bis zu 12 000, aus allen Ständen abends vermischten, um zu dinieren, spazieren zu gehen, zu flirten und sexuelle Abenteuer zu suchen. Die Städte hatten aber auch dunkle Seiten. Slums – auch als *Rookeries*, »Krähennester«, bezeichnet – waren in Schmutz und Gin getauchte Abgründe, und abseits der prominenten Kurtisanen blühte die Prostitution. Angeblich gab es in London 80 000 Frauen, die teilweise als Prostituierte tätig waren, allen voran Moll Hackabout, ein Mädchen, dessen Leben dem Maler William Hogarth als Motiv diente.

Keiner verstand diesen neuen Markt besser als Josiah Wedgwood, ein einbeiniger Keramikhersteller aus Staffordshire aus einer nonkonformistischen Töpferfamilie. Wedgwood

brachte die allerersten Markenbotschafter – er nannte sie die »Gesetzgeber des guten Geschmacks« – dazu, seine Produkte zu kaufen. In jungen Jahren erkrankte er an den Pocken, wodurch ein Bein stark geschädigt wurde und er sich darauf verlegte, mit neuen Techniken und Verfahren der Töpferei zu experimentieren. Daran gehindert, selbst an der Töpferscheibe zu werkeln, und angewiesen auf einen Gehstock, entwickelte er sich so zu einem Designer. 25 Jahre später musste ihm das Bein ohne Betäubung amputiert werden, weshalb ihn seine Arbeiter fortan *Owd Wooden Leg* nannten – das »alte Holzbein«.

Wedgwood erkannte, dass es die Frauen waren, die Luxusgüter kauften: »Mode ist unendlich viel wichtiger als Meriten«, sinnierte er. »Man muss sich nur die richtigen Bürgen aussuchen.« Nachdem Königin Sophie Charlotte, die Gemahlin von George III., 1765 ein elegantes Speiseservice bei ihm bestellt hatte, nannte er sich »Meistertöpfer Ihrer Majestät« und bewarb die Stücke als »*Queens Ware*«, produzierte billigere Versionen für das Bürgertum und wurde zum Pionier in Sachen Kataloge, Geld-zurück-Garantie und Sonderangebote – kurzum: Er erfand das Marketing. 1767 baute er eine neue, moderne Töpferwerkstatt, Etruria, in Stoke. Sie lag direkt am geplanten Trent and Mersey Canal, den man auf seine Initiative hin anlegte, damit er darauf seine Waren transportieren konnte.* In der Zeit, als seine Töpfereiprodukte die Welt eroberten – sogar Katharina die Große ließ sich Wedgwood-Keramik kommen –, eröffnete der Meister einen Ausstellungsraum in Mayfair, wo er »verschiedene komplette Tisch- & Dessert-Services ... auf zwei Tischgruppen ... [arrangierte], um das Notwendige für die Damen in schönster, vornehmster und bester Weise zu präsentieren«. Damit begann ein neues kommerzielles Zeitalter, aus dem dereinst monumentale Kaufhäuser und, zwei Jahrhunderte später, unsere Welt des Onlineshopping und der Influencer werden sollten.

Nur wenige Aristokraten waren von vergleichbarem Unternehmergeist wie der Kohlemagnat Bridgewater mit seinen Kanälen. Die geadelten Großindustriellen hätten die neue Welt, die gerade entstand, beherrschen können, doch das taten sie nicht. Stattdessen verschleuderten sie ihre gigantischen Einkommen und die daraus entstandenen Reichtümer für Landhäuser, ihre Spielsucht und kostspielige Kurtisanen. Die Industriellen aus dem Bürgertum hingegen investierten in neue Technologien. Viele der Textilwaren für Kunden der Mittelschicht stammten aus der Werkstatt von Robert Peel dem Älteren, dem hart arbeitenden, ruppigen Sohn von Freisassen aus Lancashire, die über Generationen Tuche für kleine,

* Wedgwoods bester Freund, wie er eine Berühmtheit der *Lunar Society*, war der ungestüme Mediziner Erasmus Darwin, der ebenfalls in den Trent and Mersey Canal investierte und Wedgwood den Rat gab, Etruria mit Dampfmaschinen zu betreiben. Als brillanter, dicker und freizügiger Arzt, Finanzier und Wissenschaftler war Darwin verschrien dafür, jede Menge Kinder zu zeugen, darunter auch einige mit seinen Dienstmädchen. Sein Sohn Robert, ein fast 1,90 Meter großer und gut 150 Kilogramm schwerer Koloss, heiratete Josiahs Tochter Susannah Wedgwood. Deren gemeinsamer Sohn Charles Darwin, geboren 1809, begann ein Medizinstudium, wechselte dann aber dank finanzieller Unterstützung aus dem Hause Wedgwood das Fach und erlernte Tierpräparation und die Naturwissenschaften.

von Familien in Heimarbeit betriebene Webereien produzierten. Inzwischen war Robert Peel Mitte zwanzig und setzte für den Betrieb einer Baumwollspinnerei Arkwright-Pumpen ein, mit dreißig gründete er dann den ersten industriellen Komplex in Radcliffe. Seine Arbeiter brachte er in Baracken unter und ließ auch Kinder zehn Stunden am Tag schuften.

Einerseits bedeutete dieses intensive Wirtschaftssystem für Familien bisher nie erträumte Chancen, andererseits maßregelte man sie auch damit. Die Wohlhabenden wurden stärker eingeschränkt durch bürgerliche Konventionen und die Notwendigkeit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen: Viele Stunden mussten Männer im Büro arbeiten und sich einer ganz neuen Art von Vorgesetzten fügen, die sich »Boss« nannten – das Wort geht auf das niederländische *Baas* (»Chef«) zurück. Rechtschaffene Frauen der Mittelschicht hingegen waren dazu verurteilt, unbezahlt zu Hause zu arbeiten, und die streng reglementierten Armen, auch Frauen und Kinder, schufteten in unerbittlich durchorganisierten Fabriken, nicht selten unter gewalttätigen »Bossen«.

Peel, der siebtreichste Mann Großbritanniens und schon bald Baron und Parlamentsabgeordneter, war klug genug zu erkennen, dass seine Fabriken schreckliche Orte waren, weshalb er die ersten Gesetze unterstützte, um die Arbeitsbedingungen zu verbessern. Fest entschlossen, aus seinem ältesten Sohn Robert einen Gentleman zu machen, bildete er ihn nicht fürs Geschäft aus, sondern wollte, dass er sich zu den Führern des Landes gesellte: Nach dem Kirchgang ließ er ihn Predigten wiederholen und schickte ihn auf die Harrow School. Der Junge sollte später der erste Mann aus der neuen Mittelschicht werden, der in Großbritannien an die Macht kam.

Was die frühe Industrialisierung betraf, lag der Nordwesten Deutschlands nicht weit hinter Großbritannien. Damals gründete eine Frau die Dynastie, die den Aufstieg der deutschen Industrie befeuern sollte. 1782 kaufte Helene Amalie Krupp, gerade etwa fünfzig Jahre alt, deren Gatte Friedrich Jodocus schon ein Vierteljahrhundert zuvor gestorben war, eine bankrotte Eisenschmiede nördlich von Essen im Ruhrgebiet und investierte in Kohlebergwerke, um ihren Hochofen betreiben zu können. Ihr Sohn war als Buchhalter bei ihr angestellt. Die Krupps waren eine alte Kaufmannsfamilie aus dem Ruhrgebiet – schon Anton Krupp hatte während des Dreißigjährigen Krieges Kanonen produziert –, und manche von ihnen hatten auch das Amt des Bürgermeisters von Essen bekleidet. Ebenso wie die Merseyside in Großbritannien verfügte auch das Ruhrgebiet über die entscheidenden Voraussetzungen: Wissenschaft, Innovation und Handel, verknüpft mit Kohle, Wasser und Kommunikationsverbindungen. Und so fertigte man schon bald im Hochofen von Witwe Krupp Küchenutensilien und Kanonenkugeln, die sie an deutsche Fürstentümer verkaufte, auch an Preußen. Nach dem frühen Tod ihres Sohnes widmete sie sich unbeirrt der Ausbildung ihres Enkels, Friedrich Krupp. Als Helene Amalie Krupp mit 77 Jahren starb, hinterließ sie ihm ein Vermögen – er verlor es allerdings, weil er mit seinem neuen Konzept eines En-gros-Handels keinen Erfolg hatte. Die Krupps schienen gescheitert zu sein, doch sollten sie sich von dem Bankrott wieder erholen.

Über ein Jahrhundert dauerte es, bis die industrielle »Revolution« das Leben der Menschen in einer erkennbaren Art und Weise modernisierte. »Der Engländer des Jahres 1750«,

schrieb David Landes, »war in den materiellen Verhältnissen einem Legionär Caesars näher als seinen eigenen Urenkeln.« Es war ein Jahrhundert, das das Leben der Menschen stärker veränderte als alle Jahrhunderte davor, und es machte den Menschen, das seit Langem beherrschende Lebewesen auf Erden, derart dominant, dass er begann, die Erde selbst zu verändern, sogar deren Klima. Das Anthropozän, also das neue geologische Zeitalter, in dem die Menschheit den dominanten geophysikalischen Einfluss auf das Erdsystem hat, hatte begonnen.

Im Jahr 1700 hätte ein Außerirdischer wohl sicher davon ausgehen können, China und Indien würden weiterhin die Welt beherrschen. Doch dieses Wesen von einem anderen Stern hätte sich getäuscht. Europa genügte es nicht, erfolgreich zu sein, die Giganten des Ostens mussten dafür scheitern. Die Moguln hatten bereits entscheidende Fehlschläge erlitten, und China sollte bald folgen – auch wenn das damals noch niemand wusste.

Europa war besonders geeignet, die folgende Entwicklung erfolgreich zu durchlaufen, weil es auf diesem Kontinent keine dominierende Hegemonialmacht gab. Es bestand damals aus 500 Königreichen, Stadtstaaten und Republiken, ineinander verhakht in einem erbitterten Wettbewerb, der sie zu Unabhängigkeit und Einfallsreichtum anspornte, vorangetrieben durch rivalisierende gesellschaftliche und wirtschaftliche Machtzentren, Sehnsuchtskulte, die Geisteshaltung der Aufklärung – und durch Kernfamilien, die wie die Wedgwoods und die Krupps untereinander heirateten, Werte teilten und ihren Reichtum weitergaben. Oftmals wird die Idee einer protestantischen Arbeitsethik stark betont, obwohl das katholische Frankreich darin ebenfalls fortgeschritten war. Es waren die Nationen des Nordens, die einen Geist der Eigenmotivation entwickelt und so eine einzigartige seelische Verfasstheit geschaffen hatten, die dem Individualismus, der Selbstoptimierung und einer Gesellschaft des Vertrauens Vorrang einräumte. »Es gilt ... die Regel, dass es da, wo sanfte Sitten herrschen, auch Handel gibt, und dass überall, wo es Handel gibt, auch sanfte Sitten herrschen«, sinnierte einer der *Philosophes*, der Baron de Montesquieu, 1749, und meinte damit nicht nur die Sitten, sondern auch die Normen. »Wann immer Handel aufkommt«, notierte der schottische Begründer der klassischen Nationalökonomie Adam Smith, ebenfalls ein Philosoph der Aufklärung, im Jahr 1766, »sind mit ihm stets Rechtschaffenheit und Pünktlichkeit verbunden – die Grundwerte einer Handelsnation.«

Im weitesten Sinn war es der Finanzkapitalismus, der die Industrielle Revolution finanzierte. Der internationale Geist von Ländern wie Großbritannien, den Niederlanden, Frankreich und der neuen Republik der USA stimulierte Produktion und Handel. Bedingt durch Produkte wie Zucker, Tabak und Baumwolle war das globale Wirtschaftsleben durchsetzt von Sklaverei. Die Profite, die man damit erzielte, bildeten die Voraussetzungen für den Wohlstand dieser Mächte und standen bereit, um in neue Geschäftsfelder investiert zu werden – nichts blieb davon unberührt. Doch es gab auch viel Wohlstand, der nicht der Sklaverei geschuldet war, von Bridgewaters Kohle und Kanälen über Wilkinsons Eisen und Wedgwoods Porzellan, und dann waren da auch noch die deutschen Krupps und andere Unternehmer der deutschen Königreiche und Fürstentümer, bei denen von Sklaverei oder

einem Weltreich kaum die Rede sein konnte. Gewiss war die Sklaverei eine bedeutende Kapitalquelle, aber bei Weitem nicht die einzige.

Befeuert von der steigenden Nahrungsmittelproduktion, die sich zwischen 1600 und 1800 verdoppelte, schuf ein plötzlicher Anstieg der britischen Bevölkerung einen Markt von Arbeitern und Verbrauchern. Die Menschen strömten in die Städte: Zwischen 1790 und 1850 wuchs der Anteil der Stadtbewohner um mehr als das Doppelte, von 9,7 auf 22,6 Prozent. Um das Jahr 1800 wurde London zur Millionenstadt. Dreißig Jahre später waren es schon zwei Millionen, und bis in die 1870er-Jahre hatte sich eine weitere Verdopplung eingestellt. Nicht durch medizinische Fortschritte, sondern durch bessere Nahrung und bessere Lebensbedingungen wurde dieser Anstieg begünstigt. Ein besonders prominenter Fall sollte nun zeigen, wie die Ärzte selbst eine medizinisch verursachte Bedrohung blieben – selbst für die Privilegiertesten.

Am 16. Oktober 1788 verfiel der fünfzig Jahre alte George III. dem Wahnsinn – und dies zumindest teilweise weil ihn seine Ärzte vergiftet hatten.

Sally Hemings und Marie Antoinette: Diamanten und ein Kind der Liebe

»Ich wünschte bei Gott, ich möge sterben«, klagte George III., »denn ich werde verrückt.« Von Bauchschmerzen und Fieber geplagt, begann er, unaufhörlich zu plappern, was sich so weit verschlimmerte, bis er vom Wahnsinn befallen und völlig unberechenbar war. Bisweilen wurde er gewalttätig, oftmals rannte er vor seinen Höflingen davon, und man musste ihm hinterherjagen. Seine furchtbaren Ärzte verabreichten ihm eine ganze Palette an tödlichen Medikamenten und unterzogen ihn schädlichen Therapien, fügten ihm Schnitte in die Haut zu, erzeugten Blasen oder Pusteln auf seiner Haut, setzten Schröpfköpfe an, ließen ihn zur Ader und setzten Blutegel sowie Laudanum, Abführmittel und Brechweinstein mit einem Schuss Arsen in unterschiedlicher Dosierung ein.

Später schätzte man den Wahnsinn des Königs als Folge einer schweren, erblichen Stoffwechselerkrankung ein, in neuerer Zeit glauben allerdings Mediziner, er habe an einer bipolaren Störung gelitten, ausgelöst oder verschlimmert durch eine Chemikalienvergiftung.* 1788 jedenfalls hatte die Medizin noch keinerlei Verständnis von Geisteskrankheiten oder auch nur davon, wie ihre eigenen Medikamente wirkten. Am Ende traf der »Irrenarzt« Francis Willis in Windsor ein – ein sechzigjähriger Vikar und Arzt, der »Wirrköpfe« nicht

* In einer Zeit, in der Ärzte Portwein für Pitt und dessen Vater verschrieben, was beide zu Alkoholikern machte, enthielten König Georges heftige Dosen Brechweinstein sage und schreibe fünf Prozent Arsen: Bei kürzlich durchgeführten Haaranalysen wurde das Siebzehnfache dessen festgestellt, was heute als Arsenvergiftung gilt – genug, um seine Leiden (Magenschmerzen, Delirium und andere psychische Ausnahmezustände) zu verschlimmern.

nur mit den traditionellen Zwangsmitteln behandelte, sondern auch mit der »Gesundheit und Heiterkeit« einer gelassenen rustikalen Praxis. Er reduzierte zwar das Gifttonikum, verordnete aber, freundlich wie immer, Knebel und Zwangsjacken, womit er lediglich erreichte, dass der Patient noch stärkerem Stress ausgesetzt war.

Unterdessen war Premierminister William Pitt gezwungen, einen *Regency Act* zu verabschieden, der es dem Prinzen von Wales ermöglichte, Prinzregent zu werden. Prinz George, genannt Prinny, war hocherfreut über die Aussicht, an die Macht zu gelangen – und darüber, Pitt zu entlassen und seinen eigenen Whig-Verbündeten hohe Positionen zuzuschänzen – und mehr Ausgaben zu bewilligen. Trotz allem erholte sich George III. und ermöglichte es Pitt, seiner Entlassung zuvorzukommen. Darüber hinaus steigerte Pitt sogar die Befugnisse des Premierministers – teils dank des königlichen Geisteszustands, teils dank Amerika, wo in der neuen und verschuldeten Republik ein chaotischer Mix aus Komitees und Einzelstaaten herrschte. Während George Washington versuchte, seine heruntergekommenen Anwesen wieder auf Vordermann zu bringen und entlaufene Sklaven einzufangen, kehrten der Comte de Rochambeau und Axel von Fersen triumphal nach Paris zurück, wo Marie Antoinette den Schweden empfing und die intensivste Phase ihrer Beziehung begann.

Thomas Jefferson flüchtete vor einer Tragödie. Für ihn stellten die Feierlichkeiten anlässlich der amerikanischen Unabhängigkeit ein bittersüßes Ereignis dar. Unmittelbar nach der Schlacht bei Yorktown, im Mai 1782, brachte seine Frau Martha eine Tochter zur Welt, die schon in jungen Jahren an Keuchhusten starb. Nach der Geburt und nach insgesamt sechs Schwangerschaften ging es Martha immer schlechter. Sie war umringt von den Hemings-Kindern – ihren versklavten Halbgeschwistern –, den beiden gemeinsamen Töchtern mit ihrem Gemahl, und einem verzweifelte Jefferson, während sich Betty Hemings um sie kümmerte. Auf dem Sterbebett nahm Jefferson Marthas Hand und versprach ihr hoch und heilig, nie wieder zu heiraten. Und als sie am 6. September starb, schenkte er Marthas elfjähriger Halbschwester Sally Hemings Marthas Handglocke, ein vieldeutiges Andenken, das einerseits ein Tribut an die enge Vertrautheit war, aber auch dazu diente, das Dienstpersonal zu rufen. Nach zehn Jahren »ungetrübter Glückseligkeit« brach er zusammen.

Amerikas Beziehung zu seinem wichtigsten Verbündeten Frankreich war von überragender Bedeutung: Der *Continental Congress* bot Jefferson ein Amt als Minister in Paris an. Auf die Reise in die französische Hauptstadt nahm Jefferson seine Tochter Patsy und James Hemings mit, der in Frankreich eine Ausbildung zum Koch absolvieren sollte.

Jefferson erfreute sich am Leben im aufgeklärten Paris, wo er sich in dem angemieteten Hôtel de Langeac mit der liberalen Gesellschaft traf, eine leidenschaftliche Affäre mit Maria Cosway hatte, einer jungen verheirateten Frau, und ein Tachtelmechtel mit Angelica Church, der späteren Schwägerin und engen Freundin eines anderen großen Amerikaners, Alexander Hamilton. In Paris führte er ein Leben, von dem jeder aufgeklärte Amerikaner nur träumen konnte.

Drei Tage nachdem die Briten in Yorktown kapituliert hatten, brachte Marie Antoinette einen Thronfolger zur Welt, Louis Joseph, und bald folgte ein zweiter Sohn, Louis Charles.

Ein glückliches Familienleben hatte den König und die Königin einander nähergebracht, und es verschaffte Marie Antoinette mehr Einfluss. Auch wenn der Dauphin kränkelte, hatte die Geburt eines Sohnes ihre Macht gefestigt und vergrößert, und der Sieg in Amerika hatte auch Louis XVI. einen Schub gegeben. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass Marie Antoinette zu diesem Zeitpunkt, nach der Geburt eines männlichen Nachfahren, vielleicht sogar mit Louis' Duldung eine Liebesbeziehung mit Fersen einging.

Der Schwede vergnügte sich mit einer ganzen Reihe von Mätressen, doch nur Marie Antoinette liebte er. »Ich will keine eheliche Bindung, denn sie ist gegen die Natur«, schrieb Fersen seiner Schwester. »Die einzige Frau, die ich heiraten wollte, und die einzige, die mich wirklich liebt, kann ich nicht heiraten, folglich kann ich mich an niemanden binden.« Wie aus einer Rechnung hervorgeht, bezahlte Marie Antoinette zu jener Zeit einen Schmied dafür, ein Seilzugsystem einzubauen, mit dem sie die Tür des Schlafzimmers in ihren geheimen Räumlichkeiten in Versailles vom Bett aus öffnen und verschließen konnte. Und Fersen notierte in sein Tagebuch, er plane, im oberen Stockwerk zu logieren. Louis XVI. seinerseits zog sich »unendlich taktvoll zurück ... damit sie nicht fürchten musste, ertappt zu werden«, wenn sie Fersen sah. Obwohl Fersen immer bei Marie Antoinette war, schrieb er ihr Briefe und nannte sie darin »Josephine« – ihr vollständiger Taufname war Maria Antonia Josepha Johanna. »Leb wohl«, so der schwedische Graf an seine Schwester, »ich muss zur Königin.« Möglicherweise war ihr zweiter Sohn, ihr Liebling Louis Charles, dem sie den Kosenamen *Chou d'Amour* gab, ein uneheliches Kind aus der Beziehung mit Fersen. »Die Mode, sich um die eigenen Kinder zu kümmern«, so der aristokratische Bischof und zukünftige Außenminister Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord, der als Kind mit Gehbehinderung von den Eltern zurückgewiesen und erbrechtlich übergegangen wurde, »war noch nicht aufgekommen – ganz im Gegenteil.« Doch Marie Antoinette verbrachte nun – vielleicht auch beeinflusst von Rousseaus Roman *Émile oder: Über die Erziehung* – viel Zeit mit ihren Kindern, und die bereiteten ihr große Sorgen: Die älteste Tochter stellte die typisch habsburgisch-bourbonische Arroganz zur Schau, und der süße, aber fragile älteste Sohn und Dauphin litt an der Pottschen Krankheit, einer Form der Tuberkulose, die die Wirbelsäule schädigt; Louis Charles hingegen, »mein *Chou d'Amour*, ist entzückend, und ich liebe ihn wahnsinnig ...«.

Der Sieg gegen die Briten war drei Jahre zu spät gekommen, hatte anderthalb Milliarden Francs gekostet und das Königreich in den Bankrott getrieben. Das Land litt unter enormer Verschuldung, es kam zu Lebensmittelknappheit und Hunger, weshalb der Unmut über den abgehobenen und isolierten Hof anwuchs, wo der phlegmatische König in den Augen der Bevölkerung gegen die überbordende Dreistigkeit seiner österreichischen Königin immer weniger zu melden hatte – und diese nötigte nun ihren Gemahl auch noch dazu, ihr den Erwerb eines weiteren Palasts in Saint-Cloud zu genehmigen.

Starke Staaten lassen sich nicht durch Nebensächlichkeiten zersetzen, aber Skandale können ein schwaches Regime so schnell zerstören wie Schießpulver und Sprengstoff. Alles begann mit den Pariser Juwelieren. Sie hatten ein riesiges Diamantcollier angefertigt, das sie

eigentlich an Louis XV. verkaufen wollten, der es seiner Mätresse, Madame du Barry, zum Geschenk zu machen gedachte. Nach Louis' Tod versuchten sie verzweifelt, das edle Stück zu veräußern. Noch im Jahr 1775 hatte Marie Antoinette stolze 500 000 Livres für Diamanten ausgegeben, nun zeigte sich die gereifte Königin nicht interessiert, als ihr Gemahl ihr das Stück anbot – sie meinte, das Geld solle man lieber für Schlachtschiffe ausgeben.

Unterdessen wurde der Juwelier von einer Hochstaplerin hereingelegt. Sie hieß Jeanne de la Motte, war verheiratet, zugleich aber Mätresse diverser einflussreicher Persönlichkeiten und anderer Krämerseelen, darunter Kardinal de Rohan, *Grand Aumônier* am königlichen Hof. Marie Antoinette konnte ihn nicht ausstehen, weil er sie unverzüglich bei ihrer Mutter anschwärzte, wenn sie leichtsinnig und unüberlegt gehandelt hatte. Und nun bot Jeanne dem Kardinal das Halsband an. Der hoffte, Marie Antoinettes Gunst zu erlangen, wenn er ihr das teure Stück zukommen ließ. Mithilfe gefälschter Briefe ließ die Betrügerin den Kardinal glauben, Marie Antoinette sei an dem Halsband interessiert – sie bediente sich sogar einer als Königin verkleideten Prostituierten, um ihn zu überzeugen. Daraufhin gab der Juwelier das Collier Kardinal de Rohan, dieser gab es an Jeanne de la Motte weiter, die es an Marie Antoinette übergeben sollte. Umgehend verkaufte Jeanne stattdessen die Edelsteine einzeln in London, und der Kardinal geriet in Gefahr, weil er mit leeren Händen dastand.

Im Mai 1786 erfuhr Louis XVI. von dem Raub und befahl, Rohan, Jeanne de la Motte und den Scharlatan Cagliostro zu verhaften.* »Sire, man hat mich betrogen«, gestand der Kardinal dem König. Das Chaos hätte im Geheimen von einer Kommission des Rats untersucht werden sollen. Aber »die Öffentlichkeit glaubt, ich hätte das Halsband bekommen, ohne dafür zu bezahlen«, sagte Marie Antoinette, die darauf drängte, öffentlich von jeder Schuld im Pariser *Parlement* freigesprochen zu werden. Jeanne de la Motte ihrerseits wurde nackt ausgepeitscht und mit glühenden Eisen gebrandmarkt – wenngleich sie es immerhin schaffte, den Scharfrichter zu beißen. Im *Parlement* saßen lauter Feinde Marie Antoinettes, die am 31. Mai 1786 Kardinal de Rohan vom Vorwurf entlasteten, er habe das Herrscherpaar übergangen. Für die Monarchen, zuerst verleumdet und dann gedemütigt, war es ein doppeltes Fiasko.

Den ganzen Skandal verfolgte ein junger Leutnant der Artillerie hautnah. Er war der dritte Sohn von insgesamt acht Kindern eines prominenten korsischen Rechtsanwalts und dessen

* In der ganzen halbseidenen Entourage darf »Graf Cagliostro« nicht unerwähnt bleiben. Er war ein Scharlatan, der behauptete, mehrere Tausend Jahre alt, im Alten Ägypten geboren und Jesus persönlich begegnet zu sein. Diese Zeiten, in denen man sich ständig neu erfand, die Gesellschaft durchlässig war und eine mystische Leichtgläubigkeit herrschte, waren für Leute wie ihn wie geschaffen. Geboren als Joseph Balsamo in Palermo, betrog dieser Quacksalber einen reichen Goldhändler, legte sich dann seinen exotischen Adelstitel zu und reiste durch Europa mit Serafina, seiner ranken und schlanken und noch keine zwanzig Jahre alten Frau, die er auch an seine Gönner vermietete – Rohan war einer davon. Aber einen Betrüger kann man nun einmal nicht betrügen: Rohan zeigte Cagliostro den von Jeanne de la Motte gefälschten Vertrag: »Eine Fälschung!«, bemerkte Cagliostro.

Gemahlin, die dem verarmten Adel angehörten. Die hingebungsvolle Liebe seiner Eltern hatte ihm ein unbesiegbares Selbstvertrauen mit auf den Weg gegeben. Später beurteilte der Leutnant den Skandal um das Collier als verhängnisvollen Schritt hin zum Untergang der Monarchie. »Der Tod der Königin muss auf die Halsbandaffäre zurückgehen«, folgerte Napoleon Bonaparte, der überzeugt war, dass kleine Ursachen stets große Wirkungen zeitigen.

Nachdem Thomas Jefferson ein Jahr in Paris verbracht hatte, holte er seine jüngere Tochter Polly nach. Als Begleitung für die Neunjährige auf der Reise über den Atlantik war ihre vierzehnjährige versklavte Cousine Sally Hemings ausersehen worden. Die Mädchen reisten über London, wo der eingebildete amerikanische Minister John Adams und seine Frau Abigail schockiert zur Kenntnis nahmen, dass die schöne Sally auf dem Weg zu Jefferson war. »Die alte Pflegerin, die Sie als Betreuung für sie erwartet hatten«, schrieb Abigail an Jefferson, »war krank und konnte nicht kommen; sie hat ein Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren bei sich.« Man solle Sally nach Virginia zurückschicken, empfahlen sie. Jefferson sprach sich dagegen aus.

In Paris gehörte Sally zu Jeffersons Haushalt. Sie war »sehr hübsch« und »beinahe weiß«, wie sich ein anderer Sklave, Isaac Jefferson, erinnerte, mit »glattem Haar, das ihr bis auf den Rücken fiel«. Jefferson bezahlte James und Sally Hemings einen Lohn, was ungewöhnlich war und sowohl die anderen Lebensumstände in Paris als auch den besonderen Status der Hemings-Familie offenbarte – immerhin waren sie Geschwister seiner geliebten Frau. Während Jeffersons Affäre mit Maria Cosway dem Ende zuing, bezahlte er eine teure Impfung nicht nur für seine Familie, sondern auch für James und Sally. Durchgeführt wurde die Behandlung von Daniel Sutton, einem prominenten Arzt, der auch das englische Königshaus betreute. Darüber hinaus sorgte Jefferson auch dafür, dass Sally Französischunterricht erhielt, und kaufte Kleider für sie.

Jefferson, inzwischen 44 Jahre alt, der in einer Abhandlung beschrieben hatte, wie rassistische Vermischung es bewirken könne, Körper und Geist zu verbessern, begann nun eine Beziehung mit Sally, die damals gerade einmal fünfzehn Jahre jung war. »In dieser Zeit«, so schilderte es der gemeinsame Sohn Madison, »wurde meine Mutter Mr. Jeffersons Geliebte.«

Saint-Georges, gefährliche Liebschaften und die Abolitionisten

Im Frühjahr 1789 besuchten Thomas Jefferson, seine Töchter und gewiss auch die beiden Hemings das Konzert eines bemerkenswerten Violinisten gemischtethnischer Abstammung, des elfjährigen George Bridgetower, der als »Prinz aus Afrika« beworben wurde. Im damaligen Paris lebten ähnlich wie in London viele Afrikaner und Menschen unterschiedlicher Herkunft. Und ebenso wie die britischen Gesetze in Sachen Sklaverei nicht eindeutig waren, herrschte auch im französischen Recht Unklarheit darüber, ob Sklaverei in Frank-

reich selbst überhaupt existieren konnte. Schließlich konnten Sklaven doch vor den Gerichtshof der Admiralität ziehen und ihre Freiheit einklagen.

Der in Polen geborene George Bridgetower war der hochbegabte Sohn eines aus Barbados stammenden Dieners im Prinzenhaus Esterházy, das auch ein Mäzen Haydns war. Jefferson und sein Haushalt sollten außerdem die Karriere des berühmtesten gemischt-ethnischen Einwohners von Paris verfolgen, der der politischen Intrige ebenso nahestand wie der neuen abolitionistischen Bewegung in Frankreich, die die Sklaverei abschaffen wollte: Joseph Bologne, Chevalier de Saint-Georges, ein Meisterfechter, Geiger und Komponist. Saint-Georges wurde von der einflussreichen Familie Orléans, den Cousins des Königs, als Dirigent für ihr freimaurerisches Orchester *Le Concert Olympique* engagiert und sollte mit ihm in deren Palais Royal auftreten. Seine Oper *L'Amant anonyme* (Der anonyme Liebhaber) war bereits ein Erfolg, und nun feierte man, kurz nach Sallys Ankunft in Paris, eine neue Oper aus seiner Feder. Inzwischen hatte sich Saint-Georges mit dem jungen, liberalen und reichen Louis-Philippe II. Joseph, Herzog von Orléans, angefreundet, der nicht nur gegen den König konspirierte, sondern auch Verfechter eines radikalen Anliegens war: Es ging darum, die Sklaverei aufzuheben.

Regelmäßig besuchten Orléans, sein Stabschef Pierre-Ambroise-François Choderlos de Laclos, sein Berater, der *Philosophe* Jacques-Pierre Brissot, und sein Musikerfreund und *Homme de Couleur* Saint-Georges aus politischen Gründen und zum Vergnügen London.* Der Herzog von Orléans, der stets mehrere Amouren gleichzeitig pflegte, war befreundet mit Prinny, dem Prinzen von Wales, mit dem er sich die schottische Kurtisane Grace Elliott teilte. Nachdem Grace ein uneheliches Königskind zur Welt gebracht hatte, begleitete sie den Duc zurück nach Paris. Für den Libertinismus seines Romans *Les Liaisons dangereuses* (Gefährliche Liebschaften) griff Laclos auf Orléans' wechselvolles Liebesleben zurück. Orléans war zudem ein Bewunderer der britischen parlamentarischen Monarchie und hoffte, ein solches System auch in Frankreich etablieren und dabei selbst die Stelle seines Cousins

* Zwanzig Jahre zuvor hatte Saint-Georges großes Aufsehen erregt, als er ein Duell gegen einen rassistischen Mitschüler gewann. Zur Belohnung bekam er einen Platz in der königlichen Ehrengarde, seinen Namen machte er sich aber als Musiker, und er brachte es bis zum Dirigenten des Pariser *Concert des Amateurs*. Eigentlich war er auch an der Reihe gewesen, die Leitung der *Opéra* zu übernehmen, da protestierten deren Sopranistinnen und beschwerten sich bei Königin Marie Antoinette, wollten sie doch Ihrer Majestät versichern, ihre Ehre und ihr zartes Gewissen würden es niemals erlauben, sich den Anweisungen eines »Mulatten« zu fügen.

Marie Antoinette jedoch favorisierte Saint-Georges und bestellte ihn nach Versailles, wo er eingeladen wurde, mit der Königin gemeinsam aufzuspielen – sie spielte gerne Klavier und er zweifellos Geige. Saint-Georges begann, gemeinsam mit Pierre Choderlos de Laclos, einem kunstsinnigen Artillerieoffizier, Opern zu komponieren. Ihrem Werk *Ernestine*, das auch Marie Antoinette besuchte, war allerdings kein großer Erfolg beschieden. Dieser »Mulattenmann«, schrieb der Amerikaner John Adams bei seiner Pariser Visite 1779, »ist der fähigste Mann in ganz Europa, wenn es ums Reiten, Schießen, Fechten, Tanzen und Musizieren geht.«

Louis XVI. als Regent, wenn nicht sogar als König einnehmen zu können. Alle erwiesen sich jedoch zugleich mehr oder minder als vehemente Gegner der Sklaverei, die sich gerade bei den Briten wie bei den Franzosen auf ihrem diabolischen Höhepunkt befand.

1778 verkaufte Frankreich 13 000 Afrikaner in die Karibik, wogegen Großbritannien mit 80 000 Sklaven pro Jahr weit voraus war. In beiden Ländern fühlte sich ein wachsender Teil der Elite von der Sklaverei abgestoßen, dennoch blieb die Interessengemeinschaft der Sklavenbesitzer, *the Interest* genannt, extrem einflussreich. Während die Bewegung in Frankreich von Orléans unterstützt wurde, war in London der Premierminister William Pitt höchstpersönlich ihr Fürsprecher.

Am 12. Mai 1787 saß der 27-jährige Premierminister in Holwood House, Pitts vorstädtischem Zuhause in Bromley, im Schatten eines Baumes und unterhielt sich mit zwei Parlamentsmitgliedern, seinem Cousin William Grenville und William Wilberforce, einem zauseligen Kaufmannssohn aus Yorkshire. Schon in Cambridge hatte sich Wilberforce mit Pitt angefreundet, und gemeinsam hatten sie sich auf eine *Grand Tour* durch Europa begeben. Über die winzige Oligarchie der Kaufleute und Grundbesitzer, die in dem zur Industrienaution aufstrebenden Land den Ton angaben, sagt es eine Menge aus, dass sowohl Pitt als auch Grenville Söhne von Premierministern waren und später beide auch selbst die Regierung anführen sollten. »Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Mr. Pitt unter einem alten Baum«, erzählte Wilberforce einmal. »Wilberforce«, fragte Pitt bei der Gelegenheit, »warum bringen Sie nicht einen Antrag in der Frage des Sklavenhandels ein?«

In die Kampagne zur Abschaffung der Sklaverei war Wilberforce von einem Zeitgenossen aus Cambridge eingespannt worden, von Reverend Thomas Clarkson, der ihn jede Woche besuchte. Seit 1765 hatte die Kampagne richtig an Fahrt gewonnen, als ein Sklave namens Jonathan Strong, der von Barbados nach London gebracht worden war, von seinem Besitzer, dem Rechtsanwalt David Lisle, geschlagen und im Todeskampf liegen gelassen wurde. Ihn entdeckte und rettete jedoch der bemerkenswerte Jurist Granville Sharp, ein Staatsbediens-

teter aus einer talentierten Familie angesehener Akademiker und Amateurmusiker. Sharp drohte dem Sklavenhalter, ihn wegen Körperverletzung zu verklagen, sollte dieser versuchen, Strong wieder in seinen Besitz zu bringen. Schließlich erreichte Sharp die Freiheit für Strong, allerdings starb der Mann aus Barbados bereits mit 25 Jahren, vermutlich an den Spätfolgen seiner Verletzungen. Daraufhin begann Sharp, gegen die »Ungerechtigkeit und die gefährliche Tendenz zu einer Tolerierung der Sklaverei« zu Felde zu ziehen. Doch der Oberste Richter William Murray, Earl of Mansfield, war bemüht, jeder Veränderung entgegenzuwirken, die eigentumsrechtliche Fragen betraf, bis er 1772 verfügte, *the Interest* könne die Sklaverei in Großbritannien nicht noch länger aufrechterhalten.*

* Mansfield besaß in der Welt der Sklaverei mehr einschlägige Erfahrungen, als er durchblicken ließ: Er hatte einst Dido Belle adoptiert, eine versklavte Frau und die Tochter seines zur See fahrenden Neffen.

Die Stimmung gegen die Sklaverei verstärkte 1781 ein besonders grausiger Fall. Ein Sklavenschiff aus Liverpool, die *Zong*, im Besitz von William Gregson, dem ehemaligen Liverpooleser Bürgermeister und bedeutenden Sklavenhändler, war unterwegs von Cape Coast Castle, dem Hauptquartier der *Royal Africa Company* in Ghana, mit 442 Sklaven, die im Frachtraum eingepfercht waren – doppelt so viele, wie für das Schiff eigentlich zugelassen waren. 62 Afrikaner starben auf See. Als Wasser und Vorräte zur Neige gingen und Krankheiten grassierten, ermordete der Kapitän, wohl wissend, dass er für Sklaven, die an Land starben, keine Entschädigung bei der Versicherung einfordern konnte, 142 Männer und Frauen, indem er sie einfach ins Meer warf. Weitere zehn verübten Suizid. Nach den Morden konnte Gregson behaupten, die Sklaven seien »zugrunde gegangen, so wie eine Ladung mit irgendwelchen Gütern auch verderben konnte«, und verlangte von der Versicherung dreißig Pfund für jeden ertränkten Sklaven. Vermutlich waren derartige Morde und Versicherungszahlungen gang und gäbe, doch diesmal wurde die Geschichte von einem befreiten Sklaven, Olaudah Equiano, einem Kämpfer für den Abolitionismus, aufgedeckt, der in seiner Autobiographie *Interesting Narrative (Merkwürdige Lebensgeschichte des Sklaven Olaudah Equiano, von ihm selbst veröffentlicht im Jahre 1789)* davon berichtet, wie man ihn aus Benin entführte und in Amerika, der Karibik und in Europa als Sklaven hielt. Er wurde von drei Besitzern weiterverkauft und kam schließlich in den 1780er-Jahren in London frei.

Seit 1783 machten Equiano und Sharp die Schandtat publik. Der erste Prozess ging zugunsten der Sklavenhändler aus, doch als die Versicherer Einspruch erhoben, fällte Mansfield ein zweideutiges Urteil. Einerseits räumte er die Eigentumsrechte ein, andererseits entschied er, die Versicherung sei aufgrund einer Formalität nicht zur Zahlung verpflichtet.

Am 22. Mai 1787, zehn Tage nach einem Gespräch mit Pitt, traf Wilberforce sich zusammen mit Clarkson, Sharp und Equiano zur ersten Versammlung der *Society for Effecting the Abolition of the Slave Trade* (»Gesellschaft für die Abschaffung des Sklavenhandels«). Finanziert wurde die Gruppe vom Unternehmer und Designer Josiah Wedgwood zusammen mit weiteren radikalen Wirtschaftsführern, nicht selten *Dissenters*, also Nonkonformisten oder Andersdenkenden.* Wilberforce führte die Kampagne im Parlament an und legte 1791 sein erstes Gesetz dazu vor. Seine Strategie bestand darin, zuerst den Handel mit Sklaven abzuschaffen. Auf diese Weise umschiffte er die Frage, wie man menschliches Eigentum beschlagnahmen könne.** Die Abolitionisten trafen auf den heftigen Widerstand

Zusammen mit seinen eigenen Kindern zog er sie groß und hinterließ ihr in seinem Testament eine Rente – ein Gemälde von David Martin zeigt sie gemeinsam mit Lady Elizabeth Murray. Später heiratete sie einen Franzosen und hatte zwei Söhne – beide arbeiteten für die *East India Company*. Sie starb 1805 im Alter von nur 43 Jahren.

* Wedgwood entwarf auch ein Medaillon für die Bewegung gegen die Sklaverei. Es zeigt einen Schwarzen auf Knien und in Ketten, der die Hände zum Himmel reckt, und trägt die Inschrift »Bin ich nicht auch ein Mensch und ein Bruder?«

** Selbst Wilberforce glaubte nicht, die Sklaven seien reif, befreit zu werden, und sagte vor dem Parlament 1805, bevor sie »bereit sein können, die Freiheit zu erhalten, wäre es Wahnsinn, sie ihnen geben

von *the Interest*, angeführt vom Parlamentsabgeordneten George Hibbert, einem Sklavenhändler in Jamaika und Bauherrn der West India Docks in London, der sich zugleich als Botaniker, Antiquar und Gründer der *Royal National Lifeboat Institution* hervortat, den Sklavenhandel als »unverzichtbar« bezeichnete und das so begründete: »Die Kolonien würden ohne den Afrikahandel nicht existieren können. Die Manufakturen in Manchester und Sheffield würden augenblicklich in den Ruin getrieben, und die Menschen dort müssten Hunger leiden.«

Im November 1787 lud man den *Philosophe* Brissot ein, an einer Sitzung von Sharps *Abolition Society* in London teilzunehmen. Unterstützt wurde Brissot von einer freigeistigen jungen Dramatikerin, Olympe de Gouges, die auch zu Orléans' Zirkel zählte. Bereits in ihrem Stück *L'Esclavage des Noirs* (»Die Versklavung der Schwarzen«) hatte Gouges der Sklaverei den Kampf angesagt und veröffentlichte nun ihre *Réflexions sur les hommes nègres* (»Reflexionen über Schwarze Menschen«). Brissot fühlte sich veranlasst, eine französische *Société des Amis des Noirs* (»Gesellschaft der Freunde der Schwarzen«) zu gründen, der sich Gouges und der Marquis de La Fayette* anschlossen. Auch Jefferson, den der *Philosophe* bewunderte und gut kannte, lud Brissot ein, den *Amis des Noirs* beizutreten. »Ich bin mir der Ehre sehr bewusst«, antwortete Jefferson am 11. Februar 1788, zaghaft und wendig wie immer. »Wie Sie wissen, sehnt sich niemand mehr als ich nach einer Abschaffung nicht nur des Handels, sondern auch des Umstands der Sklaverei als solcher. Und gewiss wird niemand mehr als ich bereit und willens sein, für dieses Ziel jedes Opfer in Kauf zu nehmen.« Trotzdem lehnte er die Einladung ab, denn »es könnte meine Möglichkeiten einschränken, der Sache jenseits des Atlantik dienlich zu sein.« Für Gespräche mit Prinny und den Aboli-

zu wollen.« Bei den Dinners, die er für die *African* und die *Asiatic Society* gab, speisten die Schwarzen Aktivisten abgeschildert hinter einer Sichtblende. Gegner der Sklaverei in Amerika und in Großbritannien gründeten neue Siedlungen zurückgekehrter Schwarzer Sklaven in Westafrika. 1787 unterstützten Sharp und andere, die zum *Committee for the Black Poor* gehörten, einen Plan, mehrere Hundert Schwarze Londoner in einer sogenannten *Province of Freedom* in Sierra Leone, gar nicht weit entfernt von den Sklavenforts an der Küste, anzusiedeln. Trotz Rückendeckung durch Pitt, damals Schatzkanzler, starben die meisten Siedler. 1792 gründete eine kleine, aus Nova Scotia übergesetzte Flotte Schwarzer Loyalisten, darunter auch Harry Washington, ein entlaufener Sklave des amerikanischen Präsidenten, die Stadt Freetown.

* Genau wie die Briten schwankten auch die Franzosen zwischen dem Ideal, die Sklaverei dürfe in der Heimat nicht existieren, da Frankreich doch auf Recht und Gesetz gründe, und der Realität des profitablen Sklavenhandels. Nachdem Louis XIV. 1691 zwei geflohenen Sklaven die Freiheit gewährt hatte, erreichten Sklavenbesitzer 1716 ein Edikt, das es den Besitzern gestattete, Sklaven nach Frankreich zu bringen. 1738 wurde der Erlass widerrufen, und die Versklavten erhielten gewohnheitsrechtlich die Freiheit, bis 1777/1778 ein Anwalt der Admiralität, Guillaume Poncet de La Grave, vor einer rassischen »Verunreinigung« durch die wachsende Zahl freier farbiger Menschen warnte und Louis XVI. davon überzeugte, eine *Police des Noirs* zu verfügen, die diese daran hindern sollte, nach Frankreich zu kommen und Weiße zu heiraten. Dennoch konnten Sklaven weiterhin vor dem Gericht der Admiralität ihre Freiheit einklagen.

tionisten schickte Orléans Joseph de Saint-Georges nach London,* aber schon bald widmete sich der *Homme de Couleur* Joseph nur noch der Frage, wie er die sich verschärfende Krise, mit der Louis XVI. und Marie Antoinette zu kämpfen hatten, für sich am besten nutzen konnte. Auch hinter der glitzernden Fassade des Hofes konnte Louis nicht mehr verbergen, dass der Staat bankrott war – und nun wagte er sein größtes Hasardspiel.

Requiem: Joseph II. und Mozart

Angesichts seiner Finanzkrise zeigte sich Louis XVI. für Reformen offen und berief eine Versammlung von Würdenträgern ein, um echte Steuern für den Adel und Macht für die *Parlements* einzufordern. »Die Bauern bezahlen alles«, sagte der König, »und die Adligen nichts«. Nicht von vornherein war sein Plan zum Scheitern verurteilt, aber dafür galt es, mit Umsicht eine Koalition zu schmieden. Anstatt zu paktieren, attackierte La Fayette, der amerikanische Paladin und einer der Würdenträger, den königlichen Hof, und die hohen Herren lehnten Louis' Reform ab und verschärften damit die Schuldenkrise noch weiter. Daraufhin brach Louis zusammen, und sein Befinden verschlimmerte sich noch durch den Tod der kleinen Tochter Sophie, die die Königin wochenlang hingebungsvoll gepflegt hatte. Das Paar stand unter immensem Druck. In Tränen aufgelöst erschien Louis XVI. in Marie Antoinettes Residenz. Sie selbst stützte sich auf Axel von Fersen, mit dem sie mithilfe von Zitronensaft oder unsichtbarer Tinte heimlich korrespondierte.

Louis XVI. holte sie in die hohe Politik. Während Marie Antoinette die Ausgaben des Hofes beschnitt und im Grunde die Regierung von ihrem Privatpalast Petit Trianon aus leitete und dabei ihrer besten Freundin Polignac anvertraute, dass »die über mir stehende Person [Louis] in keinem guten Zustand ist«, breitete sich Unruhe aus. Zunächst griff der Verrat in der Familie um sich und erfasste dann den Adel: Orléans führte eine *Révolte nobiliaire* an, die das Regime von innen heraus schwächte. In einer Spirale der Verschwörungstheorien wurde Marie Antoinette für alles verantwortlich gemacht und abwechselnd wegen ihrer Extravaganz als *Madame Déficit* oder als *L'Austrochienne* – die Hure aus Österreich – verleumdet, weil sie Österreich mit Millionen von Francs unterstützt hatte. *Le Godmiché royal* (»Der königliche Dildo«) und andere pornographische Pamphlete zeigten sie in intimen Situationen mit Yolande de Polignac.** »Kennен Sie eine Frau«, fragte sie, »die noch mehr Mitleid verdient als ich?«

* In London musste Saint-Georges die Marotten des Prinzen von Wales ertragen, der darauf bestand, einen Fechtwettkampf zwischen dem gemischtethnischen Komponisten und dem Chevalier d'Éon, einem französischen Transvestiten, auszurichten.

** Marie Antoinette war bereits vorher verhasst gewesen. Zehn Jahre zuvor hatte sie in der Pariser Oper ertragen müssen, wie sich für sie nur äußerst spärlicher Applaus regte. »Warum klatschen sie bei mir

Der ehemalige Finanzminister Jacques Necker, dessen windige Geschäfte den Menschen Sand in die Augen gestreut und die Krise noch verschlimmert hatten, solle, so forderten die Menschen, zurückkehren. Nur widerwillig holte Louis XVI. den Spekulanten zurück. »Ich zittere«, gestand Marie Antoinette. Sollte Necker scheitern, »werden sie mich noch mehr hassen«. Mit noch höheren Schulden hielt Necker das Regime über Wasser, doch selbst dem König wurde klar, dass ihm nun keine andere Möglichkeit mehr blieb, als die Generalstände (*États Généraux*) einzuberufen. Die gewählte Ständeversammlung aus Adligen, Klerus und dem Bürgertum, die während der mittelalterlichen Krisen ihre Blüte erlebt hatte, war seit 1614 nicht mehr zusammengetreten, und sie sollte das Ende der absolutistischen Monarchie einläuten, die einst Richelieu, Mazarin und Louis XIV. geschaffen hatten. »In den Köpfen der Männer gäbe es nur noch«, bemerkte Fersen. »Sie reden von nichts anderem als einer Verfassung. Und besonders die Frauen schließen sich dem Aufbruch an ...«

Am 5. Mai 1789 traten die Generalstände in Versailles zusammen. Schon bald verloren Louis XVI. und Marie Antoinette die Kontrolle, wohingegen der Dritte Stand – darunter jede Menge Juristen aus der Provinz, die sich über die Dekadenz der Bourbonen ereiferten – die Initiative ergriff und schwor, eine Verfassung aufzusetzen. Louis XVI. versuchte, das Vorhaben zurückzuweisen, während sich der Dritte Stand auf einem Tennisplatz zur Nationalversammlung zusammenfand, der der opponierende Bourbone Orléans und der abtrünnige Adlige La Fayette beitraten – sie wurden zu Marie Antoinettes meistgehassten Verrätern. Inmitten dieses Alptraums mussten Louis XVI. und Marie Antoinette mit dem Schlimmsten fertigwerden, das Eltern widerfahren kann: Der Dauphin starb qualvoll an der Tuberkulose. Jetzt wurde Louis Charles, der *Chou d'Amour*, zum neuen Thronfolger.

Wegen Missernten drohten in Paris Hungersnöte, weshalb die Menge »Brot! Brot!« rief und die Bastille stürmte, Festung und Gefängnis, Sinnbild royalen Ungerechtigkeits und nunmehr royalen Ohnmachts. Die Menschen griffen zu den Waffen, enthaupteten königliche Beamte und versetzten das ganze Land in Angst und Schrecken. Die einzige Hoffnung bestand für Louis XVI. darin, sich selbst an die Spitze einer liberalen Revolution zu stellen. Während Soldaten Versailles bewachten, flohen die Brüder des Königs und zahlreiche Aristokraten ins Exil, Louis XVI. jedoch zauderte: »Soll ich bleiben, oder soll ich gehen?

nicht?«, wollte sie wissen. »Was habe ich ihnen denn getan?«, fügte sie unter Tränen hinzu. Sie war nun einmal eine Habsburgerin, aber 1784 stellte sie sich hinter Zahlungen, um ihren Bruder Joseph wegen dessen Drohungen gegen die Österreichischen Niederlande herauszukaufen. Zweifellos war sie extravagant – wenigstens bei Weitem nicht auf so aufsehenerregende Weise wie Katharina die Große –, und den berühmten Satz »Dann sollen sie doch Kuchen essen« hat sie nie gesagt. Wie John Hardman schrieb, erwies sie sich als »der Sündenbock einer irrationalen Ära, die unter einem Nervenzusammenbruch litt, der sogenannten Rationalität der Aufklärung, durchsetzt mit der Scharlatanerie von Figuren wie Cagliostro, Mesmer [einem berühmt-berüchtigten Hypnotiseur] und Necker«.

Ich bin weder zum einen bereit noch zum anderen.« Die Französische Revolution hatte begonnen.



Mit Entsetzen beobachtete Marie Antoinettes Bruder, Kaiser Joseph II., die Geschehnisse in Europa. Er hatte sich 1787 Katharina II., der Großen, und ihrem Prinzen Potemkin zu einer spektakulären, festlichen Reise angeschlossen, die durch Neurussland und die Krim führte, jenes tatarische Khanat, das die Romanows gerade erst annektiert hatten, aber der effekthascherische Auftritt der gekrönten Häupter provozierte die Osmanen zur Gegenwehr: Der sich daraus entwickelnde Krieg wurde zum Triumph für die Romanows, die sich die Südukraine und die Schwarzmeerküste einverleiben konnten – für die Habsburger allerdings erwies sich der Feldzug als verheerend. Joseph II. erlitt an der osmanischen Front in der Walachei (Rumänien) und in Moldau Niederlagen, und obendrein brachen Epidemien aus – zum Trost sang er Melodien aus Mozarts neuer Oper vor sich hin.

Im lebensfrohen Wien blühte Mozart auf, gab aber zu viel Geld für Kleidung und sein Luxusleben aus, zum Beispiel dirigierte er die Proben des Orchesters in einem purpurroten Umhang und mit einem goldverzierten Dreispitz auf dem Haupt. 1785, Mozart war gerade einmal 29 Jahre alt, legte er Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais' Stück *Figaros Hochzeit* Lorenzo da Ponte, dem Lieblingslibrettisten Josephs II., vor, einem im Ghetto von Venedig geborenen Juden, der zu einem lasterhaften Priester und Bordellbetreiber verkam. Der Kaiser war von der Oper *Figaro* begeistert. Als Nächstes begannen Mozart und da Ponte mit der Arbeit an *Don Giovanni*, wobei sich da Pontes Freund Casanova hinzugesellte, der sogar einen Beitrag zum Libretto lieferte. Aus Prag, wo man die Premiere von *Don Giovanni* feierte, berichtete Mozart beglückt vom lautstarken Beifall, den das Publikum seinem neuen Werk spendete.

Mozart war in einem regelrechten Schaffensrausch – 1788 komponierte er drei Symphonien in nur sechs Wochen. Der Krieg zerstörte Joseph II., aber *Don Giovanni* liebte der Kaiser heiß: »Die Oper ist göttlich, vielleicht, vielleicht sogar noch schöner als der *Figaro*.« Da Mozart zu viele Schulden machte, ging er auf Tournee, um Geld einzuspielen. Von unterwegs ließ er Constanze wissen: »Mein über alles geliebtes Weib. Denkst Du so oft an mich, wie ich an Dich denke? Alle paar Minuten betrachte ich Dein Portrait und weine halb vor Freude, halb aus Kummer ... Ich schreibe Dir mit Tränen in den Augen.« Trotz seiner Engagements wuchsen ihm die Schulden über den Kopf, zugleich quälten ihn Constanzes Flirtereien und ihre gesundheitlichen Gebrechen. Und seinen Mäzen Joseph II. plagten die Tuberkulose, die Malaria und ein Aufstand in Flandern – just zu der Zeit, als Josephs Schwester Marie Antoinette in Paris vor der völligen Katastrophe stand.



Unterdessen konsultierte La Fayette seinen Freund Thomas Jefferson wegen einer französischen *Déclaration des Droits de L'Homme* (»Erklärung der Menschenrechte«). Wie alle Revolutionäre jener Zeit waren sie von Rousseau beeinflusst, der in seinem Werk *Du contrat social* (*Vom Gesellschaftsvertrag oder Prinzipien des Staatsrechts*) behauptet, die Menschen drückten sich über *la Volonté générale* – den allgemeinen Willen – aus. »Das Gesetz«, schrieb La Fayette seinerseits, »ist Ausdruck des allgemeinen Willens.« Die Nationalversammlung verabschiedete die *Déclaration* schließlich zusammen mit einem Verfassungsentwurf. In Paris hatte sich die königliche Autorität nahezu völlig in Wohlgefallen aufgelöst.

»Ist es ein Aufstand?«, fragte Louis XVI.

»Nein, Sire«, antwortete ein Höfling. »Es ist eine Revolution.« Als La Fayette dann zum Kommandeur der zur *Garde National* umbenannten Miliz gewählt wurde, war der König zwar entsetzt, aber inzwischen zu schwach, um einen Vorteil aus dem Patt zwischen den gemäßigten Girondisten und den radikalen Jakobinern zu ziehen. Letztlich fanden die Radikalen dann den Weg aus der Sackgasse: Sie schickten einen Pariser Mob nach Versailles, der zwei Wachen erstach und mit Rufen wie »Schneidet ihr [der Königin] den Kopf ab und bratet ihr Herz und ihre Leber!« in den Palast einbrach. Binnen eines Tages ergraut, versteckte Marie Antoinette sich in einem Geheimgang. Dennoch erschienen sie und ihr Gemahl auf dem Balkon zusammen mit La Fayette, um sich den Menschen zu zeigen. Dann wurden Louis XVI. und Marie Antoinette von einem Mob, der die auf Lanzen aufgespießten Köpfe ihrer Leibwächter in die Höhe hielt, mit Gewalt in den Pariser Tuileries-Palast gebracht. »Ich war Zeuge von alledem und kehrte in einer der Kutschen des königlichen Gefolges nach Paris zurück«, notierte Fersen. »Gott bewahre mich davor, jemals wieder einen solch quälenden Anblick erleben zu müssen.« In Tränen aufgelöst, war der zu Tode erschrockene König gezwungen, alte feudale Steuern und Vorschriften aufzuheben sowie die von Jefferson entworfene Menschenrechtserklärung zu billigen.

• • ✪ • •

Während Jefferson die Revolution freudig erregt verfolgte, erfuhr er, dass Sally schwanger war. Trotz ihrer Liaison mit Jefferson erwies sich ihre Sicht auf ihn als widersprüchlich. »Unterdrückte Menschen ... entwickeln oft ihre eigenen inneren Narrative ... und verachten ihre Oberherren«, schreibt Annette Gordon-Reed hierzu, aber »die Art und Weise, in der Jefferson mit Hemings und ihrer Familie umging, ließ sie ihm gegenüber vermutlich eher gewogen als feindlich gesinnt sein.«* Über die französischen Gesetze zur Sklaverei

* »Jede versklavte Frau, die jemals mit einem weißen Mann in der Zeit der Sklaverei in den Vereinigten Staaten Sex hatte«, so Gordon-Reed in *The Hemingses of Monticello. An American Family* (»Die Hemingses von Monticello. Eine amerikanische Familie«), war ein »Vergewaltigungsoffer«. Doch »ob nun Jefferson Gewalt anwandte oder seinen wohlbekannten Charme im Umgang mit Frauen spielen ließ, um Hemings zu erobern, die Machtverhältnisse waren nun einmal so, dass er nie sicher sein

wusste Sally genug, um zu verstehen, dass sie eine Wahl hatte: Sie konnte bleiben und vor dem Gericht der Admiralität ihre Freiheit einklagen, oder sie konnte mit Jefferson zurückkehren, zurück nach Monticello und in die Sklaverei. Deshalb tat sie, wie ihr Sohn Madison sich erinnerte, etwas sehr Kühnes: »Sie weigerte sich, mit ihm zurückzugehen«, und forderte Zugeständnisse für ihre Kinder. Jefferson »versprach ihr außerordentliche Privilegien ... ein feierlicher Schwur«.

Wenig später machten sie sich auf den Weg nach Amerika, und als sie im Dezember 1789 eintrafen, erwartete sie ein Angebot des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Am 30. April war George Washington in New York in sein Amt eingeführt worden, nachdem er die ersten Wahlen unter der neuen Verfassung, geschaffen von einem Konvent in Philadelphia, für sich entschieden hatte. Sein ehemaliger Sekretär, Colonel Alexander Hamilton, hatte auf ein gemischtes System nach englischem Vorbild gedrängt, mit einem auf Lebenszeit amtierenden Herrscher, genannt der Gouverneur, aber andere sahen darin allzu monarchistische Züge: Der Kompromiss war eine starke Präsidentschaft, der als Gegengewicht ein aus zwei Kammern bestehender Kongress und eine unabhängige Justiz gegenüberstanden. Damit war ein Staat geschaffen, dessen Demokratie auf dem Prinzip der Freiheit gründete und ein Vorbild für die Welt werden sollte – »es erstaunt mich, dieses System so nahezu perfekt zu finden«, sagte Benjamin Franklin.*

Washington, der die Anrede »Eure Hoheit« ablehnte und »Mr. President« vorzog, bot Jefferson das Amt des Außenministers und Hamilton das Finanzministerium an. Zu den ersten Entscheidungen zählten die Wahl einer neuen Hauptstadt und die Gründung einer Staatsbank. Im Juni 1790 lud Jefferson, der aristokratische Plantagenbesitzer aus Virginia, Colonel Hamilton, den unehelich geborenen und mittellosen Kriegshelden aus der Karibik, der seinen Aufstieg aus eigenen Kräften geschafft hatte, zum Dinner in New York ein, das

konnte, welches ihre wahren Sehnsüchte waren ... Sie hat nicht ihr Einverständnis gegeben – weil sie es gar nicht *konnte*.« Und doch: »Die Obszönität der Sklaverei definiert nicht die Gesamtheit des Lebens versklavter Menschen ... wir finden genug Anzeichen dafür, dass es zwischen diesen beiden Menschen eine emotionale Anziehung gab ... Das bedeutete jedoch keine grundsätzliche Veränderung des Wesens der amerikanischen Sklaverei«, da »die Vorstellung von ihrer Liebe zueinander nicht die Macht hat, die grundlegende Realität der Sklaverei zu ändern, und die lässt sich im Wesentlichen als Unmenschlichkeit beschreiben.«

* Präsident und Vizepräsident wurden separat und indirekt von einem Wahlmännergremium gewählt, die Gesetzgeber der Einzelstaaten bestimmten per Direktwahl, wie sich der Senat zusammensetzte, und nur das Repräsentantenhaus wählte man direkt. Doch die hehren Ansprüche und das allgemeine Wahlrecht für Männer wiesen einen kolossalen Mangel auf, denn Sklaven hatten kein Stimmrecht. Die Sklavenbesitzer des Südens handelten einen doppelten Triumph für sich aus, der nicht nur die Sklaverei bewahrte, sondern auch zum Zweck der proportionalen Vertretung im Repräsentantenhaus die Sklaven zugunsten ihrer Besitzer mitzählte, und zwar als drei Fünftel einer Person. »Ich hätte niemals das Schwert gezückt für die Sache Amerikas«, sagte La Fayette, »wenn mir klar gewesen wäre, dass ich damit ein Land der Sklaverei gründen half.«

sein in Frankreich ausgebildeter Küchenchef, der Sklave James Hemings, zubereitete. Im »Raum der Entscheidungen« kamen sie überein, nach einem vorübergehenden Verbleib in Philadelphia eine neue Hauptstadt am Potomac zu errichten. Noch im Dezember desselben Jahres gründete Hamilton eine Staatsbank.

In Monticello brachte Sally Hemings mithilfe ihrer Mutter Betty ihr erstes Kind von Jefferson zur Welt. Das Kind starb bald nach seiner Geburt, ihm sollten fünf weitere folgen, die das Erwachsenenalter erreichten. Wegen der Zukunft der Republik gerieten in Philadelphia Jefferson und Hamilton aneinander, die sich nicht ausstehen konnten. Während Washington* von der Gewalt in Frankreich aufgeschreckt war, bekannte sich Hamilton zu den Briten, und Jefferson stand auf der Seite der Franzosen und ließ hochtrabend verlauten, auf dem Weg von der Despotie zur Freiheit gehe es nun einmal nicht immer sanft und friedlich zu.



Bis die ausländischen Mächte sich gegen die Revolution wappneten, zum Teil unterstützt durch das Königspaar mit Fersen als Mittelsmann, hatte es Marie Antoinette in Paris nicht gewagt, mit ihrem Bruder, Kaiser Joseph II., zu korrespondieren. Doch nun ersuchte sie ihn um Hilfe. Joseph plante, die Bourbonen zu retten, aber da er von seinen russischen Freunden im Stich gelassen wurde, die die osmanischen Gebiete rund um das Schwarze Meer eroberten, kehrte er übersät mit quälenden Wunden nach Wien zurück. »Alles misslingt, was ich in die Hand nehme«, schrieb er und verfasste gleich seine eigene Grabinschrift: »Hier liegt ein Fürst, der trotz der besten Meinung keinen seiner Pläne durchsetzen konnte.« In der Politik geht es oft ums Abwarten und Stillhalten. »Er regierte zu viel«, sagte Charles-Joseph Ligne einmal über Joseph II., »und herrschte zu wenig.«

Am 20. Februar 1790, kurz nachdem Mozart die Premiere von *Così fan tutte* auf die Bühne gebracht hatte, verlor er, als Kaiser Joseph II. in tiefer Verzweiflung starb, seinen wichtigsten Gönner. Josephs Bruder Leopold, der neue Kaiser Leopold II., machte sich nun daran, die Monarchie zu retten. Mozart komponierte seine freimaurerische Oper *Die Zauberflöte* – und vermisste Constanze: »Da ist eine schmerzende Leere in mir.« In jenem Jahr schuf er zwei Opern innerhalb von drei Wochen, und als er von einem Unbekannten den Auftrag für ein Requiem bekam, meinte er zu Constanze: »Ich weiß, dass ich sterben muss«. Das

* Gemäß den Gesetzen in Pennsylvania erhielt jeder Sklave, der länger als sechs Monate dort ansässig war, automatisch die Freiheit. In Philadelphia war Washington stets in Begleitung seiner Diener Billy Lee und Christopher Sheels, seines Kochs Hercules und fünf weiterer Sklaven. Er schickte die Sklaven allerdings immer wieder zwischen Philadelphia und Mount Vernon hin und her, ohne den wahren Grund zu verraten. »Ich wünsche«, sagte er, »dies unter einem Vorwand zu halten, der sowohl sie [die Sklaven] als auch die Öffentlichkeit im Ungewissen lässt.« Es ist immerhin bemerkenswert, dass die Sklaverei das einzige Thema war, bei dem Washington Abstriche von seiner viel gerühmten Ehrlichkeit machte.

Requiem, da war er sich sicher, war sein eigenes. Ausgerechnet jetzt bekam er die lukrative Stelle des Wiener Kapellmeisters, und selbst Antonio Salieri pries ihn. Damals verbrachte Mozart viel Zeit mit seinem sechsjährigen Sohn Carl: »Ich bin so glücklich, dass ich ihn in die Oper mitnahm. Er sieht großartig aus«. Er plante, Shakespeares *Der Sturm* als Oper zu vertonen, es schien sich alles zum Besseren zu wenden, doch dann wurde Mozart krank. Vom Fieber stark angeschwollen, arbeitete er immer weiter an mehreren Partituren gleichzeitig. Als er am 5. Dezember 1791 starb, war Constanze überzeugt, er habe sich zu Tode gearbeitet, und sein einziger Fehler sei sein »zu weiches Herz« gewesen. Auch habe er mit Geld nicht umgehen können. Wie es Joseph II. in seinen Dekreten festgelegt hatte, wurde der Komponist in einem Gemeinschaftsgrab bestattet.

Mit Joseph verlor Marie Antoinette ihren teuersten Verbündeten, aber noch immer traf sie ihren Liebhaber Fersen. »Ich bin ein wenig glücklicher«, schrieb er. »Bisweilen treffe ich sie recht ungezwungen, und das gibt uns Trost angesichts der ganzen Unannehmlichkeiten, die sie ertragen muss.«

Marie Antoinette, der Scharfrichter und Dr. Guillotin

Im Juli 1790 führte Marie Antoinette in ihrem Schloss Saint-Cloud Geheimverhandlungen mit dem gemäßigten Revolutionär Honoré Comte de Mirabeau, einem genussüchtigen Koloss. Als Präsident der verfassunggebenden Nationalversammlung strebte Mirabeau unter einer konstitutionellen Monarchie nach englischem Vorbild das Amt des Premierministers an. Marie Antoinette jagte der korpulente, chaotische Graf zwar einen mächtigen Schrecken ein, sie bot ihm dennoch für seine Unterstützung des Königs ein Salär an. »Madame, die Monarchie ist gerettet!«, dröhnte er, und sie sei »der einzige Mann, der dem König noch geblieben ist«. Nach Mirabeaus plötzlichem Tod folgte ihm bei der Mission, eine konstitutionelle Monarchie möglich zu machen, sein gut aussehender, junger und schlanker Stellvertreter, Antoine Barnave. Louis XVI. und Marie Antoinette stellten dem eitlen und ehrgeizigen La Fayette den althergebrachten Dienstgrad eines Konstablers in Aussicht, nur lehnte der umherziehende Paladin ab, der sich eher als eine Art Cromwell-Washington sah, und verpasste so die Chance, die Führung an sich zu bringen.

Ohne klaren Anführer legte die Nationalversammlung das Fundament für die moderne Gesellschaft: Sie gestand den Juden Rechte und Gleichheit zu, wodurch in ganz Europa anti-jüdische Repressionen aufgehoben wurden. Frauen jedoch blieben unberücksichtigt, und überdies unterstützten viele der Revolutionäre offen die Sklaverei. Die Nationalversammlung schaffte den Adel ab, was 250 000 seiner Vertreter verprellte, die Revolutionäre verfolgten die Geistlichkeit und lösten eine katholische Gegenrevolution im Westen des Landes aus, und die Qualen, die dem König angetan wurden, mobilisierten die Monarchen quer durch Europa.

Extreme Zeiten eröffnen Leuten, die extreme Lösungen anzubieten haben, außergewöhnliche Chancen. So diskutierten die Delegierten der Nationalversammlung ein Strafgesetzbuch und übernahmen den Vorschlag von Dr. Guillotin, ein rationelles Instrument zu etablieren, um Verurteilte auf humane Weise zu exekutieren. »Mit meiner Maschine«, brüstete sich Joseph-Ignace Guillotin, »trenne ich den Kopf in Sekundenbruchteilen ab – man spürt überhaupt nichts.« Genau genommen hatte er die Guillotine nicht erfunden, sondern war lediglich ihr Fürsprecher, aber viele, die die Sache belächelten, sollten schon bald »in Sekundenbruchteilen« Bekanntschaft mit der Fallschwertmaschine machen. Bevor die Guillotine durch einen Scharfrichter, der das Amt in der Regel von seinem Vater geerbt hatte, zum Einsatz kam, testete sie der offizielle Pariser Henker Chevalier Charles-Henri Sanson, bekannt als *Monsieur de Paris*, an Schafen und toten Strafgefangenen. Sanson war Medizinstudent, bis er, noch im Jugendalter, in vierter Generation dieser Dynastie des Todes den Posten von seinem Vater übernahm, der als Scharfrichter schon drei Jahrzehnte lang die grauenvollen Strafen – mit dem Schwert, dem Henkersbeil oder auf dem Rad – des *Ancien Régime* beaufsichtigt hatte. 1757 hatte Sanson im Alter von achtzehn Jahren seinem Onkel bei der Exekution eines Mannes namens Damiens assistiert, der versucht hatte, den König zu ermorden. Damiens wurde gefoltert und kastriert. Anschließend wurde er gevierteilt. Es waren sechs Pferde nötig, die dem Opfer die Gliedmaßen abrissen, was erst gelang, nachdem die Sehnen eingeschnitten worden waren. Am Ende wurde Damiens verbrannt. Sanson war es jetzt, der der Versammlung die Guillotine empfahl. Man sollte noch sehr oft auf seine Fachkenntnisse zurückgreifen.

»Endlich«, berichtete Axel von Fersen seiner Schwester, »konnte ich am 24. [Dezember 1790] einen ganzen Tag mit ihr verbringen. Es war das erste Mal. Stell Dir meine Freude vor.« Ihr schöner Tag mit »der liebenswerten Person« ging Marie Antoinette nahe. »Die Person und ich schafften es, uns einmal ungestört zu treffen«, erzählte sie Yolande de Polignac. »Du kannst dir vorstellen, wie glücklich wir waren.«

Inzwischen mühten sich Louis XVI. und Marie Antoinette mit der Verfassung ab, deren Absegnung die Nationalversammlung von ihnen erwartete, und forderten das Recht, von Paris nach Saint-Cloud umzuziehen. Als man ihnen den Umzug verweigerte, wies Marie Antoinette Fersen an, einen Plan für ihre Flucht in die Festung Montmédy zu schmieden, von wo aus Louis sowohl die Revolutionäre als auch seine ins Exil geflüchteten Brüder kontrollieren konnte, die ihrerseits Österreich dazu zu bringen versuchten, die Nationalversammlung zu attackieren.

Am heißen Sommerabend des 20. Juni 1791 sprangen zwei Kinder und zwei Monarchen in eine von Fersen beschaffte Kutsche, wobei der König als Diener einer russischen Barinin (Marie Antoinette) verkleidet war. Der Dauphin dachte, das Ganze sei ein Spiel, »weil wir alle diese eigenartigen Kleider anzogen«. Ihr Verschwinden blieb nicht unbemerkt, und man sandte Kuriere aus. Obendrein verpassten sie ein Treffen mit loyalen Husaren, auch Marie Antoinettes Friseur ließ sich nicht blicken, was ein schlechtes Zeichen war. Als das galoppierende königliche Gespann in Varennes einfuhr, wurden die Flüchtigen erkannt und

verhaftet. Eine Delegation, der auch der mitfühlende dreißigjährige Barnave angehörte, eskortierte die Bourbonen im Triumphzug zurück nach Paris. Marie Antoinette und Barnave fühlten sich zueinander hingezogen und begannen einen geheimen Briefwechsel über die Einrichtung einer gemäßigten Monarchie. Als ein Priester auf der Straße seine Unterstützung für das Königspaar erkennen ließ, schlug ihn die wütende Menge in Stücke und brachte Marie Antoinette seine Hände und seinen Kopf.

Die gescheiterte Flucht legte ein royales Doppelspiel offen. »In dieser einen Nacht«, bemerkte ein Höfling, wurde Marie Antoinettes ohnehin schon graues Haar »weiß wie das einer Siebzigjährigen«. Eingekerkert im Tuileries-Palast wettete Louis XVI. gegen Voltaire und Rousseau und behauptete, »diese beiden Männer haben Frankreich zugrunde gerichtet«. Marie Antoinette korrespondierte mit Barnave, der in der Nationalversammlung aufstieg, und trat über Fersen auch mit ihrem Bruder Leopold II. in Kontakt. »Sorge Dich nicht um uns. Wir sind am Leben«, ließ sie Fersen verschlüsselt wissen. »Die Anführer der Versammlung scheinen uns schonend behandeln zu wollen.« Dann aber ließ sie auch wissen: »Sprich mit meinen Verwandten wegen Hilfe von außen.« Und zwei Tage darauf wandte sie sich erneut an ihn: »Tu mir einen Gefallen und achte auf Dein eigenes Wohl. Ich werde Dir nicht mehr schreiben können. Indessen wird nichts in dieser Welt mich daran hindern, Dich anzubeten bis in den Tod.« Eifersüchtig auf Barnave, bemerkte Fersen: »Es heißt, die Königin schläft mit Barnave.« Louis XVI. und Marie Antoinette schwankten zwischen verzweifelten Plänen. Sie wies Fersen an, die Intervention Österreichs und Preußens aufzuhalten: »Gewalt wird der Sache nur schaden.« Gequält legte Louis im September einen Schwur ab, sich der Verfassung zu beugen – die ihm nach wie vor die Macht zusprach, Minister zu ernennen und sein Veto gegen Gesetze einzulegen; währenddessen hofften Marie Antoinette und Barnave, einen gemäßigten Kurs einschlagen zu können. »Wenn ich mit einigen von ihnen Verabredungen treffe«, versicherte sie Fersen, »dann nur als Mittel zum Zweck.« Doch die Bewaffnung der Habsburger und Hohenzollern erschütterte die Absichten Barnaves und lief darauf hinaus, die Bourbonen zu verurteilen.*

* Auch die Romanows standen bereit, die Revolution zu vernichten, die bei den Polen Begeisterung ausgelöst hatte und sie hoffen ließ, eine starke Monarchie etablieren und die russische Hegemonie abschütteln zu können. Der alte König Stanislaw August stellte sich selbst an die Spitze ihrer eigenen Revolution. Entsetzt über Paris und Warschau sagte Katharina die Große: »Lieber die Tyrannei eines Einzigen als der Irrsinn der Vielen.« Potemkin beabsichtigte, König von Polen zu werden, aber sein dramatisches Ende in einer moldawischen Steppe ließ Katharina nicht nur mit einem gebrochenen Herzen, sondern auch überaus hartherzig zurück.

Zuerst erstickte sie den Widerstand in Russland, dann schlug sie die polnische Revolution blutig nieder: 20 000 Polen wurden getötet, als die russischen Truppen Praga stürmten, einen Vorort Warschaus. Kurz vor ihrem Tod schlossen sich die Habsburger und die Hohenzollern der endgültigen Aufteilung Polens an. Lwiw und Galizien – im Süden Polens, heute in der Westukraine gelegen – standen für die nächsten zwei Jahrhunderte unter der Herrschaft Österreichs. Drei Millionen Juden fanden sich nun unter einer feindlich gesinnten russischen Herrschaft wieder.

Im Januar 1792 zog sich ein geschlagener Barnave in die Provinz zurück, seine Vision von einer konstitutionellen Monarchie war in Misskredit geraten und in der neuen, gesetzgebenden Nationalversammlung durch eine Regierung der radikaleren Gruppe der Girondisten, angeführt von Jacques-Pierre Brissot, gestürzt worden, die den Krieg befürwortete. Einen Monat später schlich sich Fersen, der einen weiteren Rettungsversuch plante, getarnt nach Paris, wo er bei einer seiner Mätressen logierte. Dort angekommen, umging er die Wachen und drang bis in Marie Antoinettes Gemächer vor. Sie verbrachten die Nacht zusammen – es war ihre letzte Begegnung. »Ich komme zum Ende«, schrieb sie hinterher, »doch nicht ohne Dir, liebster und teuerster Freund, zu sagen, dass ich Dich wie wahn-sinnig liebe ...«

Im Februar stürzte ein Vorstoß der deutschen Monarchen Paris in eine Krise, die das Ende der Girondisten bedeutete. Die dadurch entstandene Lücke füllte ein farbloser, linkischer, kurzsichtiger und asketischer Rechtsanwalt aus Arras mit näselnder Stimme. Der 33-jährige Maximilien Robespierre, gewählter Anführer der Jakobiner, einer noch radikaleren Gruppe, war nach und nach als unbestechliche Stimme der Tugend und als Interpret des allgemeinen Volkswillens in den Vordergrund getreten: »Nach dem Gesetz ist stets das Volk der Souverän«, aber eine ausgewählte Elite habe die Aufgabe, dem allgemeinen Willen des Volkes zur Durchsetzung zu verhelfen, das »das Gute will, es jedoch nicht in jedem Fall sieht«. Dies war ein Gedanke, der noch als Rechtfertigung für viel Blutvergießen erhalten sollte. Der puritanische Gralshüter – möglicherweise eine einmalige Ausnahme als Jungfrau unter lauter prahlerischen Frauenhelden – etablierte sich zusehends als Anführer des Volkes oder vielmehr der radikalen Handwerker, der Pariser *Sansculottes* – sie trugen lange Hosen anstatt der damals üblichen Kniebundhosen (*Culottes*). »Dieser Mann wird es weit bringen«, hatte Mirabeau noch gescherzt, »er glaubt wirklich, was er sagt.« Einst hatte Robespierre sich gegen den Krieg ausgesprochen und behauptet, ein Feldzug würde nur den König stärken. Nun spülte die Krise Robespierre an die Macht und vernichtete die Bourbonen. Der Krieg, der mit kurzen Unterbrechungen 23 Jahre andauern und ganz Europa sowie einen großen Teil der übrigen Welt erfassen sollte, verschärfte noch den Fanatismus und die Intoleranz der Revolution. »Dein Freund«, schrieb Marie Antoinette an Fersen und verschlüsselte kaum noch, wer damit gemeint war, »ist in größter Gefahr. Seine Krankheit macht schreckliche Fortschritte ... berichte seinen Verwandten von seiner unglücklichen Lage.«

Während die Bourbonen diese Krise durchlitten, war ein französischer Untertan im entlegenen Saint-Domingue in der Karibik enttäuscht von der Französischen Revolution, wenn

Potemkin war Philosemit gewesen, aber die alternde und repressive Katharina II. grenzte die Juden auf ein »Ansiedlungsrayon« ein und verbannte sie aus den Städten, um Konflikte mit ihren orthodoxen Untertanen auszuschließen. Ihre Nachfolger verstärkten die Unterdrückung der Juden noch weiter. Erst ab 1918 sollte Polen wieder als souveräner Staat existieren.

auch aus ganz anderen Gründen. Toussaint, der einstige Sklave, brach den größten Sklavenaufstand seit Spartakus und den *Zandsch* vom Zaun.

Revolutionen in Haiti und Paris: Cécile und Toussaint, Robespierre und Danton

Im August 1791 traf sich eine Geheimversammlung der Sklavenanführer Dutty »Zamba« Boukman, Georges Biassou und Cécile Fatiman, koordiniert von Toussaint, heimlich in der Nacht im Bois Caïman (»Wald der Alligatoren«), um im Namen der 500 000 Sklaven eine Rebellion anzuzetteln. Sie schworen Rache mit Voodoo ritualen, beaufsichtigt von der zwanzigjährigen Cécile Fatiman, die als *Mambo* bzw. Priesterin daran mitwirkte.* Dabei wurde ein Schwein geopfert und anschließend sein Blut getrunken.

Toussaint war nur mäßig beeindruckt von der Französischen Revolution: Trotz all ihrer liberalen Maßstäbe war die Nationalversammlung in Paris dominiert von Sklavenbesitzern, die sich weigerten, die Sklaverei abzuschaffen. In Saint-Domingue jedoch schlossen sich 10 000 Sklaven der Rebellenarmee an, die 80 000 Köpfe zählte und damit die gegnerischen 40 000 Weißen und 28 000 freien Schwarzen überwinden konnte und einen Großteil der Kolonie eroberte: Sklavenbesitzer wurden getötet, ihre Anwesen niedergebrannt. Biassou ernannte sich selbst zum Vizekönig, aber Toussaint »hatte bei dem Aufstand alle Fäden in der Hand, organisierte die Revolte und bereitete die Explosion vor«. Während die meisten forderten, die Sklaverei abzuschaffen, und die Radikalen sogar »die Weißen töten« wollten, schwebte Toussaint eine multiethnische Gemeinschaft vor, in der die Anwesen und Zuckerplantagen intakt blieben. Die Revolutionäre positionierten sich als Loyalisten und unterstützten Louis XVI. gegen die Interessengemeinschaft derjenigen, die für die Sklaverei in der Nationalversammlung einstanden: In gewisser Weise war es eine Revolution gegen die Französische Revolution.

Im Juli 1792 half Toussaint, einen *Lettre originale des chefs des Nègres révoltés* (»Originalbrief der Häuptlinge der aufständischen Schwarzen«) zu entwerfen, in dem man sich dafür aussprach, die Sklaverei auf der Grundlage »universeller natürlicher Rechte« aufzugeben

* In der haitianischen Geschichte spielte Fatiman eine zentrale Rolle: Sie war die grünäugige Tochter einer afrikanischen Sklavin und eines französischen Prinzen von Korsika, der zum Hof des Abenteurers Theodore von Neuhoff gehörte, der in den 1730er-Jahren kurzzeitig König von Korsika war. Während der Haitianischen Revolution heiratete Fatiman den General Jean-Louis Pierrot, der unter dem haitianischen König Henri Christophe zum Baron und Prinzen aufstieg, bevor er 1845 zum Präsidenten gewählt und anschließend unter dem Kaiser von Haiti Faustin I. zum *Grand Maréchal* ernannt wurde. Cécile starb 1883 im Alter von 112 Jahren. Ihre Tochter heiratete Haitis Kriegsminister und späteren Präsidenten Pierre Alexis.

und eine nichtethnisch geprägte Gesellschaft von Gleichberechtigten in einem multiethnischen Saint-Domingue zu schaffen.

Anlässlich einer Kundgebung gegen die Sklavenbesitzer feierte Toussaint im August 1792 den Geburtstag Louis' XVI., just zu der Zeit, als in Paris eine mörderische Panik brodelte, ausgelöst durch die Furcht vor einer ausländischen Invasion und internem Verrat.



Am 9. August wählten die städtischen Kämpfer von Paris eine neue, aufständische Kommune, die im Verbund mit Maximilien Robespierre einen radikalen Mob auf die Beine stellte und tags darauf die Tuileries attackierte. Sie töteten 900 Mann der Schweizergarde und stürzten die konstitutionelle Monarchie. »Was können sie mir noch antun?«, weinte Marie Antoinette. »Tötet mich lieber heute als morgen.« Louis XVI. und Marie Antoinette flohen in die Nationalversammlung, wo sie durch ein Gitter Zeuge wurden, wie man die Monarchie absetzte. Nachdem man sie verhaftet hatte, wurden sie in der gefürchteten Festung Temple eingesperrt. Dort lehrte Louis seinen Sohn ganz bescheiden jeden Morgen Latein und Geographie. Während bei allgemeinem Stimmrecht eine Wahl zu einer neuen Versammlung abgehalten wurde, dem sogenannten Nationalkonvent, hatte die Hysterie – gebündelt in dem Slogan *La Patrie en Danger* (»das Vaterland in Gefahr«) – inzwischen mörderische Ausmaße angenommen.

Zehn Tage nach der Attacke auf die Tuileries drangen die Preußen in Frankreich ein. Als sie Verdun erreichten, versank Paris immer tiefer in einem grauenvollen Blutausch. Im September, als der neue Nationalkonvent zusammentrat, wiegelte Georges Danton, ein heruntergekommener Anwaltssohn aus der Champagne und charismatischer Verbündeter Robespierres, die Deputierten auf. »Jeder, der sich weigert zu dienen, ist mit dem Tod zu bestrafen!«, rief er. Um die Feinde zu bezwingen, lautete seine Losung: »Wagen, nochmals wagen, immer wagen, und Frankreich wird gerettet!« Dann erfuhren sie eine verblüffende Neuigkeit: Am 20. September hatte die französische revolutionäre Armee bei Valmy den Preußen standgehalten und sie zum Rückzug gezwungen. Zwei Tage später schafften die Deputierten die Monarchie endgültig ab. Im Nationalkonvent kam es zu einer Pattsituation zwischen den Girondisten, angeführt unter anderem von Jacques-Pierre Brissot, und den radikaleren Montagnards (»Bergpartei«, so genannt, weil sie auf den obersten Bänken des Konvents saßen), die unter dem Einfluss Robespierres politisierten. Angst und Panik trieben Mörderbanden zu einem Aufstand an. Manche agierten spontan und inspiriert durch Danton, andere wurden vermutlich von den Jakobinern organisiert, sie stürmten die Gefängnisse, schlachteten 1300 Hölflinge und Priester ab und vergewaltigten Prostituierte gruppenweise. Marie Antoinettes Freundin, die Prinzessin de Lamballe, weidete man regelrecht aus und zeigte ihren Kopf der Königin, die daraufhin in Ohnmacht fiel.

Die Regierung unter Oberaufsicht des Nationalkonvents versank ganz und gar im Chaos und mühte sich ab, nicht nur äußere Feinde, sondern auch eine katholisch-royalis-

tische Konterrevolution in der Vendée und eine Revolte gemäßigter Republikaner in Lyon zu bekämpfen. Robespierre ging im Nationalkonvent als personifizierte republikanische Rechtschaffenheit aus dem Durcheinander hervor, und der neue Staat tränkte sich im Blut eines royalen Opfers – damit begann eine moderne Ära einer nationalen Politik der Massen, die sowohl das Wesen der Dynastien als auch die private Familie umgestaltete. Am 21. Januar 1793 um 5 Uhr morgens wurde Louis XVI. von Trommeln geweckt.

ZWEITER AKT

• • ✱ • •

790 Millionen

Mitwirkende

Aga Muhammad Khan, Schah von Persien (1742–1797)
Alexander I. Pawlowitsch Romanow, russ. Zar (1777–1825)
John Jacob Astor, US-amerikan. Geschäftsmann, Erfinder und Schriftsteller (1763–1848)
Joséphine de Beauharnais, Kaiserin der Franzosen (1763–1814)
Ludwig van Beethoven, deutscher Komponist und Pianist (getauft 1770–1827)
Simón Bolívar, *el Libertador*, südamerikan. Unabhängigkeitskämpfer und Diktator (1783–1830)
Georges Danton, franz. Politiker (1759–1794)
Dingiswayo, König der Mthethwa (um 1780–1817)
Thomas-Alexandre Dumas, franz. *Général de division* (1762–1806)
Franz I., Kaiser von Österreich, als Franz II. Kaiser des Hl. Röm. Reiches Dt. Nation (1768–1835)
Sally Hemings, Sklavin und Geliebte Thomas Jeffersons (um 1773–1835)
Henri I., Henri Christophe, König von Nordhaiti (1767–1820)
Thomas Jefferson, Gouverneur von Virginia, Präsident der Vereinigten Staaten (1743–1826)
Robert Jenkinson, Earl of Liverpool, brit. Premierminister (1770–1828)
João VI., König von Portugal (1767–1826)
Kamehameha I., der Große, König von Hawaii (1758–1819)
Leopold I., König von Belgien, vormals Prinz Leopold von Sachsen-Coburg (1790–1865)
Louis XVI., König von Frankreich (1754–1793)
Louis-Philippe I., »Bürgerkönig«, König von Frankreich (1773–1850)
Marie Antoinette, Maria Antonia von Österreich, Königin von Frankreich und Navarra (1755–1793)
Marie-Louise, Erzherzogin von Österreich und zweite Ehefrau Napoleons I. (1791–1847)
Mehmed Ali Pascha, Gouverneur der osman. Provinz Ägypten (um 1770–1849)
Clemens Wenzel Fürst von Metternich, österr. Diplomat, Politiker und Staatsmann (1773–1859)
Mnkabayi, »Große Elefantenkuh«, Regentin des Zulu-Königreichs (um 1750–1843)
Sir Moses Montefiore, brit. Unternehmer, Philanthrop, Vordenker des Zionismus (1784–1885)
Moshoeshe, Gründervater und Oberhaupt des Volkes der Basotho (um 1790–1870)
Nandi, Ndlovukazi kaBhebe, »Große Elefantenkuh«, Königinmutter der Zulus (um 1760–1827)
Napoleon I. Bonaparte, General, revolutionärer Diktator und Kaiser der Franzosen (1769–1821)
Napoleon II., Napoleon Franz, Herzog von Reichstadt, Kaiser der Franzosen (1811–1832)
Lord Horatio Nelson, Vizeadmiral der *Royal Navy* (1758–1805)
Alexandre Sabès Pétion, Präsident der Republik Haiti (1770–1818)
William Pitt d. J., Premierminister von Großbritannien (1759–1806)
Maximilien de Robespierre, führender Politiker der Jakobiner (1758–1794)
Nathan Mayer Rothschild, deutsch-brit. Bankier (1777–1836)
Said bin Sultan, der Große, Sultan von Maskat, Oman und Sansibar (1791–1856)
Shaka, Zulu-König (um 1787–1828)
Ranjit Singh, »Löwe vom Punjab«, Maharaja des Sikh-Reiches und des geeinten Punjab (1780–1839)
Charles Maurice de Talleyrand-Périgord, franz. Staatsmann (1754–1838)
François-Dominique Toussaint Louverture, Anführer der Haitianischen Revolution (1743–1803)
George Washington, erster Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1732–1799)
Richard Wellesley, brit. Generalgouverneur der Ostindienkompanie und Außenminister (1760–1842)
Arthur Wellesley, Duke of Wellington, brit. Militärführer, Premierminister (um 1769–1852)

Bonapartes und Albaner, Wellesleys und Rothschilds

Marie Antoinette, Joséphine und das nationale Rasiermesser

Am Vorabend seiner Hinrichtung war Louis XVI. vorgewarnt und sagte der Familie noch, er werde sich am Morgen von ihr verabschieden, doch als der Tag anbrach, konnte er sich nicht dazu durchringen. Sein siebenjähriger Sohn, der Dauphin, schluchzte: »Lasst mich raus!« Als der Kerkermeister ihn fragte, wohin er wolle, antwortete er: »Ich will mit den Leuten reden, damit sie meinen Vater nicht töten.«

Maximilien Robespierre hatte die verräterische Korrespondenz der Bourbonen mit den Kommandeuren der ausländischen Regimenter aufgedeckt und verlangt, das Herrscherpaar hinzurichten. Vor dem Nationalkonvent hatte Louis XVI. zu allen dreißig Anklagepunkten Stellung genommen, sie als »absurd« bezeichnet und schließlich erklärt: »Ich habe immer für das Volk gehandelt.« Ironischerweise war er unter anderem beschuldigt worden, er habe die Revolution in Saint Domingue unterstützt.

Für den König hatte Robespierre die Todesstrafe gefordert und sich gebrüstet: »Ich bin unnachgiebig gegenüber den Unterdrückern, weil ich Mitleid mit den Unterdrückten habe.« Und tatsächlich hatte der Konvent, einschließlich Ludwigs Cousin Orléans, der seinen Namen absurderweise in Philippe Égalité geändert hatte, für die Todesstrafe gestimmt. Angesichts des Urteils war Louis XVI. so gefasst wie nur selten in seiner wenig glanzvollen und ruhmreichen Zeit. Als sein Anwalt ihn weinend über das Ergebnis der Abstimmung informiert und eine Konterrevolution ins Gespräch gebracht hatte, hatte er geantwortet: »Ein solches Vorgehen würde einen Bürgerkrieg auslösen. Ich sterbe lieber. Befehlen Sie ihnen, nichts zu unternehmen, um mich zu retten – der König von Frankreich stirbt nie.«

Die Straßen waren so voll von Menschen, dass man zwei Stunden brauchte, um den Galgen auf der überlaufenen Place de la Révolution zu erreichen, wo der Henker Charles-Henri Sanson mit seinen Söhnen Gabriel und Henri auf Louis XVI. wartete. Endlich angekommen, begann der Bourbone zu sprechen: »Ich sterbe unschuldig. ... Ich bete zu Gott, dass das Blut, das du vergießt, niemals über Frankreich kommen möge«, aber die Trommelschläge übertönten ihn. Daraufhin schnitt Sanson ihm die Haare ab und fesselte ihn an den Holzrahmen. Nachdem das Fallbeil Louis enthauptet hatte, präsentierte Sanson den Kopf dem Volk. »Vive la nation!«, schrie die Menge. Marie Antoinette und die Kinder hörten das Gegröle. Brüllende Bürger wälzten sich im Blut des Königs.

Marie Antoinette erhielt Louis' Ehering mit dem eingravierten Schriftzug »M. A. A. A. [Marie Antoinette, Archiduchesse d'Autriche (Erzherzogin von Österreich)] 19 Aprille 1770«. In einer qualvollen Szene, die sich in ihrer schmutzigen Zelle abspielte, machten Marie Antoinette und ihre Tochter Marie Thérèse vor ihrem abgemagerten und kranken Sohn und Bruder, nunmehr Louis XVII., einen Knicks. Wenig später wurden die Kinder von ihrer Mutter getrennt. »Mein Kind, wir müssen jetzt voneinandergehen«, sagte Marie Antoinette und nahm Louis XVII. in den Arm. »Vergiss niemals Gott, der dich so prüft, und auch nicht deine Mutter, die dich liebt. Sei gut, geduldig und freundlich, und dein Vater wird vom Himmel herabschauen und dich segnen.«

Louis' XVI. Hinrichtung war »die abscheulichste und grausamste Tat, von der die Weltgeschichte bisher berichten konnte«, sagte Premierminister William Pitt und beschloss, mit britischem Geld – »Pitts Gold« – Koalitionen kontinentaleuropäischer Mächte zu finanzieren, um in den Krieg gegen das revolutionäre Frankreich zu ziehen.* Im eigenen Land fürchtete er die Revolution und ließ Gewerkschaften per Gesetz verbieten. Als die französischen Revolutionsarmeen Belgien überrannten und anschließend in den Niederlanden einfielen, erklärte der Nationalkonvent Großbritannien den Krieg.

Am 6. April 1793, an dem der Aufstand im Département Vendée Paris bedrohte, setzte der Konvent ein von Georges Danton geleitetes *Comité de Salut Public* (»Komitee für öffentliche Sicherheit«) ein, »um die Waffe des Revolutionstribunals zu ergreifen«. Im Juni wurde eine demokratische Verfassung verabschiedet, die jedoch aufgrund des Krieges nie in Kraft trat. Nachdem der Nationalkonvent im selben Monat eine »bis zum Frieden amtierende revolutionäre Regierung« proklamiert hatte, die dem Komitee – zwölf Revolutionären, hauptsächlich Juristen aus der Provinz, die alle zwei Monate vom Konvent neu gewählt wurden – alle Befugnisse übertrug, zog sich Danton aufs Land zurück. Bereits am 2. Juni ließ Maximilien Robespierre die gemäßigeren Girondisten und ihren Anführer Jacques-Pierre Brissot verhaften. Einen Monat später wurde Robespierre in das Komitee für öffentliche Sicherheit gewählt, das vom grünen Arbeitszimmer des Königs in den Tuileries aus regierte. Die zwölf Mitglieder trafen die wichtigsten den Krieg betreffenden Entscheidungen und führten den sogenannten *Terreur* (die Schreckensherrschaft) als Ausdruck der »strengen und unnachsichtigen Gerechtigkeit« ein, die »der Tugend entspringe«. Mit einer umfangreichen Einberufung, der *Levée en Masse*, die Lazar Carnot, das fähigste Mitglied des Komitees und der »Organisator des Sieges« befehligte, wurde am 23. August 1793 die erste echte nationale

* Ein Zeitzeuge, der englisch-irische Abgeordnete Edmund Burke, sagt in seinen *Reflections on the Revolution in France* (*Betrachtungen über die Französische Revolution*) voraus, dass sich die Folgen der Revolution von ihren Zielen stark unterscheiden würden, und formuliert ein unumstößliches Gesetz der Geschichte: »Oft wird das, was im ersten Augenblick nachteilig operierte, in seinen entfernten Folgen heilsam und vortrefflich; und diese Vortrefflichkeit kann sogar aus den schlimmen Wirkungen, die sich im Anfange zeigen, entspringen. Ebenso häufig findet sich das Gegenteil, und die einladendsten Pläne, unter den günstigsten Aussichten eingeführt, nehmen oft ein schmachliches und jammervolles Ende.«

Armee geschaffen. Mit dem Ende der Monarchie begann der Kult der Nation und ihrer Institutionalisierung im Nationalstaat, auf dem auch heute noch die Organisation von Regierungen beruht. Die Macht ist die Mutter der Ideologie, der Nationalismus die Identifikation mit einer größeren Gemeinschaft, deren Angehörige durch die gleiche Sprache, Herkunft und Geschichte miteinander verbunden sind – wobei die Gemeinsamkeit bezüglich Herkunft und Geschichte oft erfunden ist und durch erhabene Mythen zu erkennen gegeben wird. Diese Ideologie entstand, um den Nationalstaat zu rechtfertigen. Auch wenn es so aussah, als verdrängten Vernunft und Tugend die einflussreichen Familien von der Macht, trat der Wandel dennoch nicht ein: Die alten und neuen Dynastien passten sich mühelos der neuen Dynamik an.

Durch die *Loi des Suspects* («Gesetz über die Verdächtigen») vom 17. September war das Komitee befugt, Hinrichtungen im Schnellverfahren durchzuführen. Außerdem übernahm es die totale Kontrolle über die Wirtschaft und rief einen neuen, den sogenannten Revolutionskalender aus. Mediale Hysterie, militärisches Chaos, parteipolitische Rivalitäten und schamlose Korruption verschärften den Terror. Am 31. Oktober sangen Brissot und 28 Girondisten auf dem Weg zur Guillotine republikanische Lieder. Insgesamt starben unter dem Fallbeil um die 16 000 Personen, von denen viele in einer Raserei aus Angst und Feigheit denunziert worden waren und die meisten nur die »Schuld« zu verantworten hatten, *Aristos*, also adlig, zu sein. Nicht aus religiösen Gründen tötete der *Terreur* die Menschen, wie es in Europa seit Jahrhunderten der Fall gewesen war, sondern um Loyalität zu erzwingen. So ließ Robespierre etwa eine angebliche ausländische Verschwörung gegen die Revolution untersuchen, bei der es sich in Wahrheit darum gehandelt hatte, dass Eliterevolutionäre, die den zwölf Komiteemitgliedern nahestanden, Gelder der *Compagnie des Indes Orientales* unterschlagen hatten. Die *Loi du 14 Frimaire* (das Gesetz vom 14. Frimaire [4. Dezember]) gab dem Komitee die Macht, die Opposition zu unterdrücken – eine Macht, die definierte, wie souverän eine Nation war. Zwei Ergebnisse der Revolution waren für die Entstehung der modernen Politik genauso bedeutsam wie für die Verkündung der Menschenrechte: Das eine billigte einen allmächtigen Staat, das andere läutete die Herrschaft des Individualismus ein.

Durch ganz Frankreich reisten die Abgesandten des Komitees für öffentliche Sicherheit und ließen Verräter hinrichten. »Diese Ungeheuer müssen entlarvt und ausgerottet werden«, sagte Robespierre über die Lyoner Rebellen und befahl: »Lyon soll vernichtet werden.« Dort band man 2000 Menschen vor Kanonen zusammen und schoss sie anschließend in Stücke. Ebenso viele wurden in Nantes gefesselt auf Kähne verbracht, die dann in der Loire versenkt wurden.

In wilder Raserei enthauptete der jetzt als »nationaler Rächer« heiß geliebte Sanson in Paris 2900 Menschen. Davon erschöpft, ließ Sanson seinen Sohn Gabriel weitermachen. Und Gabriel seinerseits köpfte so viele Menschen, dass er in einem für den *Terreur* bezeichnenden Moment, als er der Menge einen Kopf präsentierte, auf dem Blut ausrutschte, vom Schafott fiel und sich das Genick brach. »Die Revolution ist wie Saturn, sie frisst ihre eigenen Kinder«, kommentierte ein Beobachter das Geschehen. Und das Festmahl hatte

begonnen. Philippe Égalité hatte dafür gestimmt, den König zu exekutieren, und wurde jetzt selbst guillotiniert,* nachdem sein Sohn Louis-Philippe, der spätere »Bürgerkönig«, angewidert von der Ermordung Louis' XVI. zur Koalition übergelaufen war. Das gleiche Schicksal ereilte Antoine Barnave. Unter den Verhafteten befand sich auch die junge Tochter eines Sklavenhalters, Marie Joséphe Rose Tascher de La Pagerie, die spätere Kaiserin Joséphine, die im Alter von fünfzehn Jahren aus Martinique gekommen war, um Vicomte Alexandre de Beauharnais zu heiraten. Beide warteten jetzt in überfüllten Zellen auf den Tod.

Von seiner Mutter getrennt, halb verhungert und mit Alkohol vollgepumpt, wurde der kleine Louis XVII. harten Verhörmethoden unterzogen und gezwungen, seine Mutter wegen sexuellen Missbrauchs zu denunzieren. Das älteste Kind Marie Antoinettes, Marie Thérèse, und ihre Schwägerin, Madame Élisabeth, waren zunächst bei der Königin geblieben. Als Louis ihre Schritte in der Zelle über ihm hörte, mokierte sich der Junge: »Sind diese verdammten Huren noch nicht guillotiniert worden?«

Am 14. Oktober wurde Marie Antoinette in schwarzer Trauerkleidung und roten Stöckelschuhen aus einer anderen Zeit vor Gericht gestellt und für schuldig befunden, für Joseph II. spioniert, ihm Geld gezahlt und ihren Sohn sexuell missbraucht zu haben. Louis XVII.

* Das verärgerte den Fechter und Komponisten Joseph Bologne, Chevalier de Saint-Georges, der gemeinsam mit dem Herzog die Revolution unterstützt und sich der *Légion Nationale des Américains et du Midi*, einer Einheit aus Schwarzen, angeschlossen hatte. Die Legion wurde vom reichsten freien Schwarzen Pflanzer von Saint-Domingue, Julien Raymond, finanziert, der Hunderte von Sklaven besaß und selbst zum Gegner der Sklaverei wurde.

Saint-Georges lernte in dieser Einheit einen anderen gemischtethnischen Offizier kennen, der später berühmt werden sollte: Thomas-Alexandre Dumas, Sohn des Marquis Antoine Davy de la Pailleterie, eines französischen Pflanzers und Sklavenhalters, und der versklavten Marie Cessette Dumas, war in Saint-Domingue als Sklave geboren. Sein Vater, der ältere und nichtsnutzige Bruder des erfolgreichen Plantagenbesitzers Charles Davy de la Pailleterie, hatte für diesen gearbeitet, bis sie sich zerstritten.

Daraufhin hatte Antoine Marie Cessette gekauft, die Weißen Plantagen verlassen und war für dreißig Jahre verschwunden, um eine kleine Kakaopflanzung zu betreiben, auf der Marie Cessette 1762 Alexandre zur Welt brachte. Später kehrte Antoine nach Frankreich zurück, um seinen Titel und seine Ländereien einzufordern. Er verkaufte Marie Cessette und die Kinder an einen Baron, kaufte Alexandre aber nachher zurück und ließ ihn in die Armee eintreten. Auch finanzierte er dessen verschwenderischen Lebensstil. Dumas war ein titanischer Haudenosa, der in der Revolutionsarmee rasch aufstieg. Unter ihm diente Saint-Georges als Oberst seiner eigenen Legion. Auf dem Höhepunkt des *Terreur* denunzierte Saint-Georges, der Bestechung beschuldigt, Dumas.

Als Robespierre fiel, saß Saint-Georges im Gefängnis, während Dumas kurz vor seiner Verhaftung stand. Beide hatten das Glück, der Guillotine zu entgehen. Dumas wurde sogar zum *Général-en-Chef* befördert, zum ersten farbigen General seit dem Russen Abraham Hannibal, einem Protegé von Zar Peter I. In der Hoffnung, eine friedliche Revolution der People of Color zu erleben, reiste Saint-Georges nach Saint-Domingue. Was er vorfand, war jedoch ein grausamer Bürgerkrieg, und so floh er zurück nach Paris, wo er sich mit Musik tröstete. »Ich widmete mich vor allem meiner Geige«, so der Fechter, Geiger, Soldat und Fürstenfreund, bevor er 55-jährig an Krebs starb. »Nie zuvor hatte ich sie so gut gespielt!«

behauptete, sie sei eine »zweite Agrippina« und habe ihm beigebracht, so heftig zu masturbieren, dass einer seiner Hoden angeschwollen sei, dann habe sie Unzucht mit ihm getrieben. Angesichts der Vorwürfe antwortete sie: »Die Natur weigert sich, auf eine solche Anklage zu antworten, doch ich berufe mich auf alle Mütter, die hier anwesend sind.« In Verachtung ihrer Peiniger schrieb die Tochter Maria Theresias: »Ich war eine Königin, und Ihr habt mich entthront. Ich war eine Ehefrau, und Ihr habt meinen Mann ermordet. Ich war eine Mutter, und Ihr habt mir meine Kinder entrissen. Ich habe nur noch mein Blut – beeilt Euch und nehmt es!« Ihr letzter Brief – an ihre Schwägerin und ihre Tochter – zeugt von ihrem Kummer darüber, von den Kindern getrennt zu sein. Zudem bat sie Élisabeth darum, ihrem Sohn die Anschuldigungen gegen sie nachzusehen – »Bedenke, wie leicht es ist, ein Kind in diesem Alter dazu zu bringen, alles Mögliche zu sagen« – und darum, ihre »armen und lieben Kinder« zu küssen. Der Brief erreichte die Adressatinnen nicht, er wurde Maximilien Robespierre übergeben.

Als ihr Henker Henri Sanson, der Nachfolger seines Bruders, im Gefängnis, der *Conciergerie*, eintraf und ihr die Handgelenke fesseln wollte, fragte sie, ob sie sich ganz für sich erleichtern dürfe. Er lehnte ab, worauf sie sich vor den Wärtern in eine Ecke hockte. Weiß gekleidet wurde die 37-Jährige, die wie eine alte Dame aussah, in einem offenen Karren, von der Menge verspottet, zur Hinrichtungsstätte gefahren. Irgendwie war es ihr noch gelungen, einen Zettel an Axel von Fersen zu bekritzeln, der zu ihm hinausgeschmuggelt werden konnte: »Adieu, mein Herz gehört ganz Dir.« Sie starb tapfer.

»Ich war am Boden zerstört«, wehklagte Fersen. »Ich dachte ständig an sie, an all die schrecklichen Umstände ihres Leidens, an die Zweifel, die sie an mir gehabt haben könnte; meine Anhänglichkeit ... quälte mich.«

Unterdessen verwahrloste Louis XVII. in einer Zelle voller Fäkalien. »Mein Bruder ist krank«, notierte Marie Thérèse. »Ich habe mich an den Konvent gewandt und um Erlaubnis gebeten, ihn zu pflegen.« Doch Maximilien Robespierre blieb unerbittlich. Nach dem Tod des Jungen schmuggelte sein Arzt dessen Herz für eine heilige Bestattung in einem Taschentuch hinaus.

»Während die Grundlage der Volksregierung in Friedenszeiten die Tugend ist, ist sie in Zeiten einer Revolution sowohl die Tugend als auch der Terror«, erklärte Robespierre am 5. Februar 1794: »die Tugend, ohne die der Terror verhängnisvoll ist; der Terror, ohne den die Tugend keine Macht hat.« Sollte sein Tugendstrudel alle ähnlich selbstgerechten weltlichen Hexenjagden inspirieren, so war das Komitee das erste moderne Kriegskabinett, die erste Regierung, die die Gesellschaft säubern und umgestalten sollte.

Im März bedrohte die Rückkehr Dantons, der ein Ende des *Terreur* forderte, vor einer Diktatur warnte und für Friedensverhandlungen eintrat, Robespierres Herrschaft und seine Vision. Daraufhin warf der »meergrüne Unbestechliche«, wie der Historiker Thomas Carlyle Robespierre einmal genannt hat, Danton und seinen Anhängern vor, abtrünnig geworden zu sein, Gelder der *Compagnie des Indes Orientales* veruntreut und sich für Marie Antoinette eingesetzt zu haben. Am 5. April ging es für Danton und die anderen zur Guillotine.

»Was mich am meisten ärgert«, soll Danton in Sansons Kutsche geäußert haben, »ist, dass ich sechs Wochen vor Robespierre sterbe.«

Robespierre hatte gewonnen, und von nun an war niemand mehr sicher. Während er und das Komitee das Tempo der Hinrichtungen mit dem »nationalen Rasiermesser«, der Guillotine, erhöhten, beschleunigte der Krieg den Aufstieg einer ganzen Generation von jungen Offizieren. In den Süden, wo britische und königstreue Truppen Toulon eingenommen hatten, schickte Robespierre zwei Gesandte, um den Hafen wieder unter ihre Kontrolle zu bringen: seinen Bruder Augustin und Paul Barras, einen ehemaligen Vicomte. Beide waren von einem jungen korsischen Hauptmann namens Napoleon Bonaparte beeindruckt, der dünn, bleich und dennoch energisch war und bei der erfolgreichen Rückeroberung der Stadt im Dezember 1793 die Artillerie befehligte. Mit 24 Jahren wurde Bonaparte zum General befördert. In Saint-Domingue hatte zuvor schon ein anderer brillanter junger General das Kommando sogar über eine ganze Revolutionsarmee übernommen.

Drei Jahre nach der Revolution hatte der Nationalkonvent einerseits die Rassendiskriminierung verboten, sich andererseits geweigert, die Sklaverei abzuschaffen, und 6000 französische Soldaten geschickt, damit sie das Juwel der Karibik zurückeroberten.

Der Schwarze Spartakus und der Tugendtyrann

Die Franzosen versuchten noch, den Aufstand der ehemaligen Sklaven niederzuschlagen, da war Toussaint nach Saint-Domingue, der einen Hälfte von Hispaniola, gereist, um ein Bündnis mit den Spaniern auszuhandeln. Die Spanier hatten ihn daraufhin zum General ernannt. Übrigens handelten Georges Biassou und mehrere andere Anführer des Aufstands selbst mit Sklaven und verkauften sie an die Spanier. Nachdem Biassou befohlen hatte, Toussaint zu ermorden, war der ehemalige Sklave bei den Spaniern geblieben und zum überragenden Anführer geworden.

Drahtig, groß und rastlos tätig, trug Toussaint »eine blaue Jacke, einen großen roten Umhang, rote Manschetten mit acht Reihen Spitzen, große goldene Epauletten, eine scharlachrote Weste, Pantalons, Halbstiefel, einen runden Hut mit einer roten Feder« und »konnte sich unsichtbar machen, wo er war, und sichtbar, wo er nicht war«, wie ein Feind sich erinnerte. »Die Spontaneität in seinen Bewegungen hatte er sich vom Tiger abgeschaut.« Geprägt von der afrikanischen Kultur und den unter Sklaven lebendigen Traditionen der Voodoo religion ebenso wie vom Katholizismus, von der französischen Sprache und der Pariser Aufklärung, gewitzt, spielerisch und immer für eine Überraschung gut, erwies sich Toussaint als ein Meister der Militärtaktik, der zwischen Franzosen, Spaniern und Briten lavierte. »Wenig sagen, aber so viel wie möglich tun« war sein Motto. Und so präsentierte er sich als eine Mischung aus dem Kriegsgott Ogoun Fer und dem wandelnden Voodoogeist Papa Legba.

Auch hatte er sich einen neuen Namen gegeben: Louverture – »die Öffnung«. Nach zwei Jahren »hinter dem Vorhang« hatte er verkündet: »Ich bin Toussaint Louverture; ihr habt meinen Namen vielleicht schon gehört. Auf jeden Fall wisst ihr, Brüder, dass ich mich gerächt habe. Ich will, dass in Saint-Domingue Freiheit und Gleichheit herrschen ... damit wir alle glücklich sein können.«

Als Kommandeur scharte er die Gefolgsleute um sich, die dereinst Haiti beherrschen sollten. Jean-Jacques Dessalines, der spätere Kaiser, war einer der Sklaven, die Louverture nach seiner eigenen Freilassung gehalten hatte, und Henri Christophe, der spätere König, hatte als Sklave, Stallbursche und Kellner gearbeitet, dann als Trommlerjunge in einem Schwarzen französischen Regiment, den *Chasseurs-Volontaires de Saint-Domingue*, gedient und mit den Amerikanern in Savannah gegen die Briten gekämpft. Die meisten von Toussaints Männern waren afrikanischstämmige Sklaven, vor allem Bakongo aus Angola, eine bantusprachige ethnische Gruppe im Mündungsgebiet des Kongo, sein General Agé hingegen war hellhäutig. Auch wenn sich Louverture rühmte, nach einer Schlacht »neunzig Spanier dem Schwert überantwortet« und die Köpfe den Franzosen geschickt zu haben, mochte er keine »Krieger mit Passion fürs Blutvergießen« und stellte sich oft vor die *Colons* (»Siedler«).



Ausdrücklich billigte Maximilien Robespierre am 4. Februar 1794 in Paris das Dekret des Konvents, mit dem man die Sklaverei abschaffen sollte – »*La Convention Nationale déclare que l'esclavage des Nègres dans toutes les colonies est aboli*« (»Der Nationalkonvent erklärt die Sklaverei in allen Kolonien für abgeschafft«) – und erkannte damit an, dass man hinter den Sklavenaufstand nicht zurückgehen konnte. Toussaint begrüßte dies als »großen Trost für alle Freunde der Menschheit«. Er beendete sein taktisches Bündnis mit den spanischen Sklavenhändlern, verhandelte mit dem französischen Gouverneur Étienne de Laveaux und versprach, sich »der Zerschlagung der Feinde der Republik zu widmen«. Für seine »außergewöhnliche Liebe zu den Schwarzen« pries Toussaint Laveaux, während der über Toussaint schwärmte: »Ich kann Toussaints Tugenden, seine Begabung und seine soldatischen Fähigkeiten nicht genug loben; er ist voller Menschlichkeit und unermüdlich als Krieger.«

Robespierre entwarf jetzt die Vision eines Tugendstaates:* »Wenn es Gott nicht gäbe«, sagte er, Voltaire zitierend, »so müsste man ihn erfinden.« Am 8. Juni stand er in einer schwülstig-feierlichen Zeremonie auf einem künstlichen Berg auf dem Marsfeld dem *Culte*

* In dieser Vision fehlten die Frauen: Die Jakobiner verbanden mit ihnen Intrigen sowie die Laster und den Luxus der Höfe. Olympe de Gouges, eine der ersten Französinnen, die gegen Sklaverei waren, eine der wenigen Revolutionärinnen, die die Haitianische Revolution unterstützten, und eine der ersten Feministinnen, erlebte nicht mehr, wie die Sklaverei abgeschafft wurde. In ihrer *Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne* (Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin) hatte sie das Patriarchat der Revolution herausgefordert: »Eine Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen. Sie muss auch das

de l'Être Suprême («Kult des höchsten Wesens») vor und führte damit eine neue Religion ein. Als der tugendhafte Potentat und Hierophant dieses höchsten Wesens war er auf dem Höhepunkt seines mörderischen Schaffens, nur übertrieb er es, und seine Kollegen verübelten ihm seine Machtfülle. Zwei Tage später ermächtigte ein Gesetz Robespierre und das Komitee, alle Staatsfeinde zu töten, und im Juli wurden täglich sechzig Menschen enthauptet. Einer von ihnen war der Ehemann von Joséphine de Beauharnais, die selbst den Tod erwartete. Jetzt zweifelten selbst die Sansons. Der alte Vater hatte »schreckliche Visionen«: »Vielleicht hat Gott mich für meinen feigen Gehorsam gegenüber der Pseudojustiz bestraft.« Und dann wurde auch Henri Sanson verhaftet. Im nachts tagenden Komitee gab es jedoch nur noch Streit und Schreierei. Maximilien Robespierre zog sich in seine Wohnung zurück, um sich zu erholen und die Verhaftung all seiner Feinde vorzubereiten. Am 26. Juli hielt er eine Rede, in der er die Situation auf katastrophale Weise verkannte und seine Revolution verteidigte, die »die erste [ist], die auf der Theorie der Menschenrechte und den Grundsätzen der Gerechtigkeit beruht«, und ihren Feinden – »den Ungeheuern« – drohte, um dann zu sagen: »Der Tod ist kein ewiger Schlaf. ... Der Tod ist der Beginn der Unsterblichkeit.« Doch seine Drohung, »alle Fraktionen zu vernichten«, einte die Gemäßigten und die Radikalen in dieser Nacht – sie verschworen sich gegen ihn. Als er und seine Gefolgsleute am nächsten Tag, dem 9. Thermidor des Revolutionskalenders, versuchten, mit der Säuberung zu beginnen, wurden sie beschuldigt, »die Vernichtung des Konvents« zu planen.

»Nieder mit dem Tyrannen«, riefen die Kritiker Robespierres.

Er bemühte sich zu sprechen, allerdings raubte ihm die Angst die Stimme.

»Dantons Blut erstickt dich!«, riefen sie.

»Bedauert ihr Danton?«, antwortete Robespierre. »Feiglinge! Warum habt ihr ihn nicht verteidigt?«

Verhaftet und im Chaos wieder befreit, floh Robespierre mit seinen Gefolgsleuten ins Hôtel de Ville, in dem er, von der Miliz belagert, auf sich selbst schoss, sich aber nur den Kiefer zertrümmerte. Unter den Augen einer tobenden Menge und mit bandagiertem Gesicht wurde er zum nationalen Rasiermesser gebracht, wo ihm der wiedereingesetzte Henri Sanson den Verband abriß. Robespierre stieß einen spitzen Schrei aus und fiel in Ohnmacht, dann enthauptete Sanson ihn.

Dies war keine Revolution, sondern ein Staatsstreich innerhalb des Komitees, in dem die jakobinische Fraktion weiter die Zügel in der Hand hatte – gemeinsam mit den nun ebenfalls an die Macht gelangten Gemäßigten. Die Inhaftierten, darunter Joséphine, wurden freigelassen.* Unter den nach einem Anschlag in Nizza verhafteten Robespierristen befand sich auch General Bonaparte, der jedoch das Glück hatte, wieder freigesetzt zu werden. Sein

Recht haben, die Rednerbühne zu besteigen.« Robespierre schickte sie auf die Guillotine, wo sie »unvergleichlich tapfer und schön« war.

* Ebenfalls aus der Haft entlassen wurde ein kleiner Aristokrat, Jean-Baptiste de Gaulle, Urgroßvater des Präsidenten der Fünften Republik.

Mentor Paul Barras, ein provenzalischer Lebemann, der sich zu beiden Geschlechtern hingezogen fühlte und in Indien gegen die Briten gekämpft hatte, half dabei, die Terrormaschinerie zu zerschlagen.

Mehr als ein Jahr später, am 5. Oktober 1795, rief Barras angesichts eines Aufstands in Paris Bonaparte zu sich, der daraufhin den Gastwirtssohn Joachim Murat, einen blauäugigen, schwarzhaarigen Achtzehnjährigen, vierzig Kanonen holen ließ. »Der Pöbel muss in Angst und Schrecken versetzt werden«, sagte Bonaparte und befahl dem groß gewachsenen Murat, »eine Ladung Kartätschen« in die Menge zu schießen. Das Kanonenfeuer tötete 300 Menschen und trug Napoleon die Dankbarkeit Paul Barras' ein, der zum Präsidenten eines fünfköpfigen Direktoriums gewählt wurde. Gut organisiert von Lazar Carnot, einem der Direktoren, konnte Frankreich, das in Italien, Deutschland und den Niederlanden Krieg gegen die Habsburger, die Hohenzollern und die Briten führte, sich behaupten. Die Revolutionäre, die vom *Terreur* erlöst waren und ihre Macht genossen, und die zurückgekehrten Aristokraten feierten in einem Rausch von Lüsternheit, Luxus und korrupter Geschäftemacherei, dass sie überlebt hatten. Keiner von ihnen tat dies mehr als Charles Maurice de Talleyrand-Périgord, ein träger, hinkender Wüstling, der im britischen und amerikanischen Exil William Pitt und Alexander Hamilton kennengelernt hatte und zum gewieften und geistreichen Außenminister wurde.

Barras, dem Carnot »den Geschmack eines extravaganten Fürsten« nachgesagt hat – er sei »großzügig, großspurig und ausschweifend« gewesen –, begann eine Affäre mit Joséphine de Beauharnais. Als sie ihm zu anspruchsvoll und teuer wurde, meinte er, er sei dieser »schmeichlerischen Kurtisane müde und gelangweilt von ihr«. Den blassen, langhaarigen, ehemals »ausgemergelten und mageren« Bonaparte, der inzwischen ein »volles Gesicht« mit »stets angenehmem Lächeln« bekommen hatte, förderte er unterdessen und ermunterte Joséphine, sich seinem Schützling zuzuwenden. Nachdem sie ihr Söhnchen Eugène mit einer Botschaft zu Napoleon geschickt hatte, traf sie sich mit dem General, der sich unsterblich in sie verliebte. Sie war sechs Jahre älter als er, aber viel weniger unschuldig. Ihr Charme, ihr kastanienbraunes Haar und ihre haselnussbraunen Augen, dazu eine ausgeklügelte Sexualpraktik, die Bonaparte *le Zigzag* nannte, machten ihre Zahnlosigkeit, die sie am Lächeln hinderte, ihre zügellose Extravaganz und ihre angeblich geringe Intelligenz wett: »Keine«, lachte Talleyrand, »ist jemals besser *ohne* ausgekommen.«

»Ich wache auf und denke nur an Dich«, schrieb Bonaparte im Dezember 1795 an Joséphine. »Dein Bild und die Erinnerung an die berausenden Vergnügungen der letzten Nacht haben meinen Sinnen keine Ruhe gelassen.« Im März 1796 heirateten die beiden, und Barras, überzeugt von Bonapartes treu ergebener Loyalität, machte seinen Protegé zum Kommandeur der italienischen Armee. Die in Paris verbliebene Joséphine begann eine Affäre mit einem jungen Husaren und versuchte, ihre Ländereien in Saint-Domingue zurückzubekommen.

Dort feierte Toussaint im April sein Bündnis mit Laveaux, der ihn »den schwarzen Spartakus, den vom *Philosophe* Raynal angekündigten Anführer des Rachefeldzugs zur Vergel-

tung der an seiner Rasse begangenen Verbrechen« hieß und zum stellvertretenden Gouverneur erhob. Auch bei den Frauen der französischen *Colons* war er sehr beliebt. Obgleich verheiratet und Vater geliebter Söhne, war Toussaint der Liebhaber sowohl von Madame Fisson, »einem weißen Mädchen von seltener Schönheit«, deren Gatte einer seiner Agenten wurde, als auch von Marguerite Descahau, der Frau eines anderen *Colon*. Die Frauen der Pflanzer reizten ihn mit blonden Locken und überhäufte ihn mit kleinen Mitteilungen, in denen sie ihn »mein Prinz« nannten. Er rief seine Weißen Beamten dazu auf, Schwarze Frauen zu heiraten – auch seine eigenen Mätressen.

Seine eigentliche Herausforderung bestand darin, sein Volk zu einen, dessen Angehörige, sogenannte *Bossales*, in Afrika geborene Sklaven der französischen Kolonien, sich vor allem in Haiti zumeist noch immer als Bakongo oder nigerianische Igbo verstanden. »Mich sehen die Schwarzen, wenn sie in den Spiegel schauen«, sagte er, »und an mich müssen sie sich halten, wenn sie die Früchte der Freiheit genießen wollen.« Andererseits ließ das Direktorium Toussaint wissen, es misstraue ihm, worauf Toussaint entgegnete, die Afrikaner hätten »mit ihren Waffen und ihren bloßen Händen dafür gesorgt, dass die Kolonie französisch blieb«. Damit konnte er Barras nicht überzeugen, der einen General namens Hédouville schickte, um die Schwarzen Milizen entwaffnen zu lassen. »Wer ist der größere Kämpfer für eure Freiheit?«, fragte Toussaint sein Volk: »General Hédouville, ein ehemaliger Marquis, oder Toussaint Louverture, der Sklave aus Bréda?«



Toussaints Aufstand hatte den Sklavenhaltern auf dem Festland Angst gemacht. »Ich empfinde aufrichtiges Mitgefühl mit den Nöten der Brüder [Sklavenhalter]«, schrieb Präsident George Washington am 8. November 1791 an Charles Pinckney, den Gouverneur von South Carolina. Im Februar 1793 unterzeichnete Washington den *Fugitive Slave Act*, der es erlaubte, entlaufene Sklaven zu verfolgen. Thomas Jefferson äußerte in einem Brief an James Monroe vom 14. Juli 1793 seine Überzeugung, »dass alle westindischen Inseln in den Händen der Farbigen bleiben würden«, und erklärte zugleich: »Wir sollten die blutigen Szenen vorhersehen, die mit Sicherheit unsere Kinder und möglicherweise auch wir selbst (südlich des Potomac) werden durchstehen müssen.«

Auch die britischen Sklavenhalter hatten Angst. Obgleich Premierminister Pitt es 1792 verhinderte, dass die von William Wilberforce eingebrachte Gesetzesvorlage für die *Slave Trade Bill*, ein Gesetz gegen den Sklavenhandel, angenommen wurde, konzentrierte er sich darauf, gegen Frankreich zu kämpfen und imperiale Vorteile zu erlangen. Im September 1793 entsandte er eine große Streitmacht, die den reichen französischen Kolonialbesitz Saint-Domingue erobern und die Sklaverei wieder einführen sollte, um die britischen Zuckerplantagen auf Barbados und Jamaika zu sichern. Toussaint leistete erbitterten Widerstand und besiegte zwei britische Einheiten, wodurch er die Briten 1798 endgültig von der Insel vertreiben konnte.

William Pitt wandte sich im Mai 1796 Indien zu, wo die Franzosen gegen Großbritannien konspirierten, und berief einen engen Freund aus Eton und Oxford, den 37-jährigen Richard Wellesley, Earl of Mornington, zum Generalgouverneur der sogenannten Präsidenschaft von Fort William (Kalkutta). Eine von Pitts ersten Amtshandlungen hatte 1784 darin bestanden, die Kontrolle über die *East India Company* zu übernehmen, sodass der Premierminister fortan das *India Board of Control* und den Generalgouverneur ernannte, der die drei indischen Präsidenschaften leitete.* Obwohl Robert Clive Bengalen erworben hatte, war der Umfang der britischen Gebiete begrenzt, und der größte Teil Indiens wurde von den Marathen regiert, die über enorme Einnahmen verfügten. Erst der dynamische und selbstherrliche, freizügige und verschwenderische Wellesley dachte darüber nach, wie er, unterstützt von zwei seiner jüngeren Brüder, von denen der eine, Henry, als sein Adjutant, der andere, Arthur, als zuverlässiger Heerführer diente, »die Grundlagen unseres Reiches in Asien« schaffen könne. Arthur Wellesley, der künftige Herzog von Wellington, attraktiv, frostig, lakonisch und begabt, passte Richards überzogene Pläne der Wirklichkeit an und entschärfte sein explosives Ungestüm. Gemeinsam sollten die beiden Söhne eines unbedeutenden englisch-irischen Landbesitzers die britische Macht in Indien und Europa begründen.

Ein Haufen Augäpfel: Tiger Tipu, die Wellesleys und die Rache des Eunuchen

In Kalkutta angekommen, gab Richard Wellesley den Prokonsul: Er fuhr in einer noblen Karosse mit bewaffnetem Gefolge durch die Stadt, baute ein neues, prächtiges Regierungsgebäude und vergnügte sich bei sexuellen Eskapaden.

Zwei südasiatische Reiche waren im Westen erstanden: 1790 hatte der zehnjährige Ranjit Singh, Enkel des berühmten Sikh-Sardar Charat, Sukerchakia geerbt, das *Misl* (den Herrschaftsbereich) seiner Familie, und es gelang ihm, zuerst mithilfe seiner Mutter und später seiner eleganten Schwiegermutter Sada Kaur, die Durranis zu vertreiben, Lahore zu stürmen und die Sikhs durch Krieg und Heirat zu einen (er selbst hatte rund 43 Frauen). 1801 wurde

* Zu denjenigen, die sich während Wellesleys Regentschaft den Streitkräften der *East India Company* anschlossen, gehörten William und Christopher Biden, zwei Brüder, die Kapitäne von Ostindienfahrern wurden. Während William 1843 im Alter von 51 Jahren in Rangun starb, zog sich Christopher nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst mit seiner Frau nach Madras (dem heutigen Chennai) zurück, wo er als Lagerhalter der Marine tätig war. Ein Sohn namens Horatio stieg zum Oberst der *Madras Artillery* auf. Es gab noch weitere Bidens in Madras. Einer von ihnen, George Biden, war Kapitän der *East India Company*. Er heiratete eine Inderin und begründete wohl die indischen Bidens, die Vorfahren von Joe Biden, dem US-Präsidenten, waren: Joe Biden hat George als seinen »Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Großvater« bezeichnet.

er zum Maharaja des Punjab gekrönt. Er wurde auch *Sher-e-Punjab*, »Löwe vom Punjab«, genannt und war infolge einer Pockenkrankheit in seiner Kindheit auf einem Auge erblindet. Kultiviert, wild und hochmütig, förderte er Malerei und Kunsthandwerk wie ein Mogul, heuerte europäische Offiziere an und startete, nachdem er sich mit den Briten verbündet hatte, sein eigenes imperiales Projekt: Expansionen nach Kaschmir, Tibet und Afghanistan. Dort verloren die Durrani ihre zentralasiatischen und persischen Provinzen dank der Eroberungen eines gefräßigen persischen Eunuchen, der sich für nationale und dynastische Demütigungen rächen wollte.

Aga Muhammad Khan, ein kleiner, verhutzelter und verschrumpelter Angehöriger des Stammes der Kadscharen, war im Alter von fünf Jahren vom Neffen Nader Schahs kastriert worden, der eine Bedrohung seiner Macht durch Khans Stamm verhindern wollte. Danach hielt man Muhammad Khan jahrzehntelang als Gefangenen am Hof, bis ein Regimewechsel 1779 es dem Eunuchen mit der Fistelstimme ermöglichte, zu entkommen, eine Stammesarmee aufzustellen und Schiras, Isfahan und Täbris zu erobern. Nach seinem Einmarsch in Chorasán hatte er es sich nicht nehmen lassen, Naders blinden Enkel Shahrokh, den seine Truppen gefangen genommen hatten, persönlich zu foltern, indem er ihm die Krone auf dem Kopf mit geschmolzenem Blei gefüllt hatte. Den Leichnam hatte er unter dem Portal des Palastes in seiner neuen Hauptstadt Teheran begraben lassen. 1791 war er in den Kaukasus eingefallen, hatte die russischen Truppen vertrieben und Eriwan zurückerobert. Den 20 000 Einwohnern von Kerman hatte er nach der Einnahme der Stadt die Augäpfel herausreißen und sie aufhäufen lassen.

Im August 1795 griff Muhammad Khan Georgien an, dessen König Erkele II., der in Naders Gefolge gedient hatte, Katharina die Große um Schutz anflehte. Doch Katharina II. gab Georgien auf. Einen Monat später besiegte der Eunuch Erkele. Er ließ Tiflis zerstören und Türme aus Leichen errichten. Anschließend kehrte er mit 15 000 Sklaven nach Teheran zurück, wo er zum Schah gekrönt wurde.

Seine Herrschaft war von kurzer Dauer. Als er im Juni 1797 hörte, wie sich seine Diener stritten, verurteilte er zwei von ihnen zum Tode, verschob die Hinrichtung aber auf den nächsten Morgen. In der Nacht schlichen sich die beiden in das königliche Zelt und erstachen ihn. Immerhin hatte das Monster Persien geeint: Sein Nachfolger, sein Neffe Fath Ali Schah, hielt das Land zusammen, und die Familie regierte bis 1925.



Während die Perser, Afghanen und Sikhs im Osten beschäftigt waren, zeigte sich Richard Wellesley entschlossen, das Britische Reich in Indien zu gründen, in dem die Briten nur ein Bestandteil einer kosmopolitischen Melange aus Europäern und Indern waren, die sich gleichberechtigt vermischten: Jeder dritte Brite auf dem Subkontinent war mit einer Indierin verheiratet. In Haiderabad, wo die Briten dafür sorgten, dass der *Nizam* sich nicht mit den Franzosen verbündete, nahm der britische *Resident* (Vertreter), James Kirkpatrick, die

schöne Prinzessin Khair-un-Nissa zur Frau, was Wellesley missbilligt haben soll. Einstweilen konzentrierte sich der Generalgouverneur auf Großbritanniens Hauptfeind Mysore, ein Königreich, das der Kriegsherr Haidar Ali erst kürzlich aus dem Vijayanagara-Reich im Süden herausgelöst hatte. Haidar Alis in Frankreich ausgebildeter Sohn Tipu Sultan, ein als »Tiger von Mysore« in Indien noch heute populärer Selbstdarsteller, dessen Sultanat für soziale Stabilität, wirtschaftlichen Wohlstand und Harmonie zwischen Hindus und Muslimen bekannt war, heuerte französische Offiziere an, um die Karnatik und Malabar zu erobern, und besiegte eine britische Armee. Obwohl er geglaubt hatte, die Franzosen würden ihn dabei unterstützen, ließen sie ihn im Stich. Nachdem es Wellesley gelungen war, »die Bestie des Dschungels in die Schranken zu weisen«, ließ er seinen Bruder Arthur Seringapatam erstürmen und Tipu töten. Wellesley nutzte Mysore, um sich gegen die Marathen zu wenden. Im September 1803 besiegte General Arthur Wellesley bei Assaye den Maharaja von Gwalior – ein Erfolg, den er später als bedeutsamer als Waterloo bezeichnete und als »den blutigsten, gemessen an der Zahl der Opfer, den [er] je gesehen habe«. Unterdessen schlug im Norden, vor Delhi, eine andere britische Armee die Marathen, die von französischen Offizieren befehligt wurden und nun Teil des britischen Machtbereichs waren. Viele Herrscher, darunter der Großmogul, durften weiter regieren, da die Briten nur die Außenpolitik bestimmten. Oft war Indien von kriegesischen Verbänden aus dem Osten erobert worden, aber dies war die erste Eroberung durch eine Seemacht – und sie vergrößerte Großbritanniens Landmasse und Einflussbereich. Als Wellesley mit dem Titel Marquess und 100 000 Pfund nach Hause kam, hatte der eigentliche Architekt Britisch-Indiens das Territorium seines Landes schon mehr als verdoppelt und plante, Premierminister zu werden. Auch Arthur ging in die Politik.



Weiter östlich versuchte die *East India Company* erneut, nach China vorzudringen, in das mächtigste asiatische Land. Der achtzigjährige Qianlong regierte China, ein Land mit über 300 Millionen Menschen, dessen Macht er bis nach Zentralasien ausgedehnt und so das größte chinesische Reich aller Zeiten geschaffen hatte. Nur lebte der Kaiser zu lange und wurde vom Fluch des Erfolgs eingeholt: Erfolg in der Vergangenheit macht Reformen in der Gegenwart undenkbar.* Chinas Handelsbilanz wies einen deutlichen Überschuss aus, da die Briten, die nur in Kanton (dem heutigen Guangzhou) einen Handelsposten hatten, mit Silber zahlten. Jetzt hoffte die *East India Company*, den chinesischen Tee mit einer neuen

* Während die Ming drei Millionen Quadratkilometer verwaltet hatten, herrschten die Qing 1790 über 14,3 Millionen – fast fünfmal so viel. Das Staatsgebiet der Qing war ein Reich, das hauptsächlich von ethnischen Han-Chinesen bewohnt wurde; nur an seiner Peripherie lebten einige Nichtchinesen. Seit der Shang-Zeit hatten Nomaden aus dem Norden die chinesischen Reiche bedroht. Nun war diese Bedrohung gebannt, und der Erfolg des chinesischen Reiches begünstigte selbstgefällige Selbstzufriedenheit.

indischen Kulturpflanze, dem Opium, bezahlen zu können. Im September 1792 schickten sie einen Gesandten, den Earl George Macartney, mit der Bitte um »eine kleine unbefestigte Insel als Residenz für britische Händler«.

Qianlong, schlank und mit Adlernase, gelassen und majestätisch, gekleidet in »ein lockeres Gewand aus gelber Seide, auf dem Kopf eine Mütze aus schwarzem Samt mit einer roten Bommel und geschmückt mit einer Pfauenfeder«, empfing Macartney, der Geschenke überreichte, um mit britischer Technik anzugeben: einem Fernrohr, einem Barometer, einer Luftpumpe, einem Planetarium und sechs Töpfen aus Wedgwood-Keramik. »Damit kann man Kinder ergötzen«, spottete Qianlong über die Luftpumpe, wohingegen die Wedgwood-Töpfe ihn eigentlich hätten alarmieren müssen: Wenn die Briten Porzellan nach China schickten, bedeutete das, dass die Welt sich verändert hatte. Trotz der vielen Geschenke lehnte Qianlong die Bitte der Briten ab, indem er auf das Weltbild seiner besten Jahre verwies: »Unser Himmlisches Reich besitzt alle Dinge in reichem Überfluss«, während Großbritanniens »böses Ansinnen« eine »unverschämte Einmischung in den Gebrauch ist, den ich von meinem Reich mache«. Noch waren die Briten für China bedeutungslos.

Da Großbritannien Kriminelle nicht mehr nach Amerika deportieren konnte, hatte Kapitän James Cooks Naturforscher Joseph Banks darauf hingewiesen, dass Neusüdwaless in Australien ideal sei für eine neue Strafkolonie. William Pitt und sein Innenminister Viscount Sydney hatten daraufhin eine von Kapitän Arthur Phillip befehligte Flotte von elf Schiffen entsandt, um die Kolonie auf dem riesigen Kontinent für das Empire zu sichern. In Neusüdwaless lebten Hunderttausende von Eingeborenen, von denen die meisten im letzten Jahrhundert, abgesehen von einigen niederländischen oder britischen Seeleuten, keinen Kontakt zu Europäern gehabt hatten.

Im Januar 1788 hisste Gouverneur Phillip an der Küste die britische Flagge, nannte die Siedlung Sydney Cove und brachte die ersten 732 Sträflinge – Diebe aus London – an Land. Als er 1792 nach London zurückkehrte, waren 4221 Briten, darunter 3099 Sträflinge, in Neusüdwaless angesiedelt. Die Sträflinge arbeiteten in Ketten, während die indigene Bevölkerung durch die Landnahme der Siedler gebrochen und durch Krankheiten ausgerottet wurde.*



Die Briten waren nicht die einzigen Eroberer, die sich ein Reich im Pazifik schufen. Unwillentlich halfen die Raubzüge einer amerikanischen Pelzhändlerfamilie Kamehameha I. dabei, 1790 ein Königreich auf Hawaii zu gründen. Der Pelzhändler Simon Metcalfe war auf

* Phillip war formell für Aotearoa (Neuseeland) zuständig, das noch nicht unter britischer Herrschaft stand. Aotearoa, wohin zu fliehen einigen wenigen Sträflingen gelang und wo regelmäßig Walfänger anlegten, war die Heimat der Maori-*Iwi* (Stämme), Nachfahren von Polynesiern, die sich dort erst um 1300 angesiedelt hatten. Diese Stämme wurden von *Rangatiras* (Häuptlingen) regiert und bekriegten einander oft.

der *Eleonora* zu den hawaiianischen Inseln gesegelt, hatte dort nach einem Streit einen hawaiianischen Häuptling ausgepeitscht und mit seiner Kanone hundert Hawaiianer zerfetzt, um dann zu einer Insel in der Nähe weiterzusegeln. Nachdem sein neunzehnjähriger Sohn Thomas wenig später mit der *Fair American* eingetroffen war, rächten sich die Hawaiianer: Sie stürmten das Schiff mit dem irreführenden Namen und töteten Thomas sowie – bis auf einen Artilleristen – seine gesamte Mannschaft.

Vergeblich wartete Simon Metcalfe auf der nahe gelegenen Insel auf seinen Sohn, bevor er dann einen Bootsmann an Land schickte, der herausfinden sollte, was mit Thomas geschehen war. Als der Matrose gefangen genommen wurde, segelte der Vater davon – nach China.

Kamehameha I. lud zwei britische Seeleute ein, eine seiner neu erworbenen Kanonen zu bedienen. In weiser Voraussicht willigten sie ein und wurden obendrein auch seine Hofbeamten und Vertrauten. Die beiden, Isaac Davis aus Wales und John Young aus Lancashire, begannen als seine Kanoniere, halfen ihm dann dabei, seine Armeen zu führen, und heirateten schließlich in die Dynastie ein. Nachdem er von britischen und amerikanischen Händlern Gewehre gekauft und gelernt hatte, wie man aus Salpeter, das auf Hawaii leicht zu finden war, Schießpulver herstellt, erstürmte Kamehameha unterstützt von Davis und Young Maui. Fünf Jahre später, im Mai 1795, fuhr er mit tausend Kanus und 10 000 Soldaten sowie den von seinen Artilleristen aus Lancashire und Wales bedienten Kanonen zu der Insel Oahu, die er im Zuge der Schlacht bei Nuʻuanu eroberte. Den bisherigen Herrscher über die Insel ließ er »opfern«. Als Nächstes sollte dieser bemerkenswerte Eroberer die amerikanischen und europäischen Händler mit ihren eigenen Waffen schlagen.



Im Dezember 1793 trat Thomas Jefferson zurück und überließ das Feld in Washingtons Kabinett seinen Rivalen Alexander Hamilton und Vizepräsident John Adams von der konservativen Föderalistenpartei. »Das bisschen Ehrgeiz ... ist längst verflogen«, so begründete er seine Entscheidung – eine unaufrichtige Behauptung, denn er intrigierte erbarmungslos. »Er ist so ehrgeizig wie Oliver Cromwell«, notierte Vizepräsident John Adams. Jefferson seinerseits hasste die direkte Konfrontation und zog sich stattdessen mit olympischer Vornehmheit zurück. Das hinderte ihn nicht daran, von seinem Einfluss auf die Zeitungen Gebrauch zu machen, um Hamilton zu vernichten. Dagegen weigerte er sich, Maximilien Robespierres *Terreur* anzuprangern. In Monticello ließ er seine Villa abreißen und den Kuppelbau neu errichten. Und er nahm seine Beziehung zu Sally Hemings wieder auf. 1795 brachte die erst Zwanzigjährige eine weitere Tochter zur Welt, die ebenfalls früh starb.

Nach seinen zwei Amtszeiten kehrte George Washington nach Mount Vernon zurück, um sein Vermögen zu verwerten.* Jeffersons »Ruhestand« war von kurzer Dauer und

* Als Washington seine zweite Amtszeit beendete, erwog er, all seine Sklaven freizulassen, tat es jedoch nicht. Vielmehr ließ er unermüdlich Ausbrecher verfolgen: Oona Judge etwa, ein junges gemischtethni-

trügerisch: Er verwandelte sich unmerklich vom Aristokraten aus Paris und Virginia in einen schlichten, tugendhaften Mann des Volkes und trat bei der nächsten Präsidentschaftswahl gegen Adams an, der schließlich gewann. Als Vizepräsident – das Amt war sein Lohn für den zweiten Platz – verbrachte Jefferson so wenig Zeit wie möglich in der Hauptstadt Philadelphia und so viel wie möglich zu Hause, wo Sally 1797 einen Sohn, Beverly, zur Welt brachte. Während Adams' Präsidentschaft immer mehr abwirtschaftete, ruinierte Alexander Hamilton, brillant, aber selbstherrlich bis zur Selbstzerstörung, seine Karriere dadurch, dass er eine Affäre mit einer verheirateten Frau, Maria Reynolds, zugab. Zweifellos genoss Jefferson es, die beiden Rivalen zusammenbrechen zu sehen, doch je näher er der Präsidentschaft kam, umso mehr wurden seine eigenen Geheimnisse zu politischem Sprengstoff.

Bei der Präsidentschaftswahl des Jahres 1800 wurde Jefferson, der mit dem amoralischen New Yorker Anwalt Aaron Burr kandidierte, mit knappem Vorsprung gewählt. Anschließend bezog er – kurz bevor Sally eine Tochter, Harriet, gebar – das *President's House*, das spätere Weiße Haus, in der neuen Hauptstadt Washington. Im September 1801 veröffentlichte der *Virginian Federalist* Enthüllungen über »Mr. J.«, in denen behauptet wurde, der Präsident habe »eine Reihe gelber [gemischtethnischer] Kinder« und sei »süchtig nach goldenen Lieben«, nach Liebesbeziehungen zu Schwarzen Frauen. Ein Jahr später ließ James Callender, ein rassistischer Schreiberling, dessen Dienste Jefferson in seinem Wahlkampf gegen Adams in Anspruch genommen hatte, im *Richmond Recorder* wissen: »Es ist bekannt, dass der Mann, der gern das Volk ehrt, ... eine seiner Sklavinnen als Konkubine hält. Ihr Name ist SALLY.« Thomas Jefferson ignorierte den Artikel. Nachdem er die Ereignisse in Saint-Domingue zunächst als Teil des revolutionären Zeitalters begrüßt hatte, änderte er seine Meinung, als er hörte, Weiße seien dabei ermordet worden, und warnte, die »Kannibalen der schrecklichen Republik« könnten den »Aufruhr« eines amerikanischen Rassenkrieges auslösen. Das Thema Sklaverei versuchte er jedoch zu vermeiden und konzentrierte sich stattdessen auf sein Lebenswerk – den neuen amerikanischen Staat zu schaffen. Ironischerweise rückte die beste Möglichkeit dafür, nämlich Amerika durch Louisiana auszudehnen, durch Toussaints Erfolg näher.

sches Dienstmädchen, gehörte zu den Lieblingen von George und seiner Frau Martha. Als sie im Mai 1796 erfuhr, die Washingtons würden zurückkehren, aber befürchtete, niemals freigelassen zu werden, floh sie, was Martha verärgerte: »Die Schwarzen sind von Natur aus so schlecht, dass sie nicht die geringste Dankbarkeit für ihnen erwiesene Freundlichkeit empfinden.« Das Ehepaar war überzeugt, Oona sei »von einem Franzosen verführt« worden, woraufhin Washington seinen Finanzminister anwies, sie in Portsmouth, New Hampshire, von Zollbeamten entführen zu lassen.

Oona beteuerte den Beamten gegenüber, dass sie nicht verführt worden war und zurückkehren würde, wenn man ihr die Freiheit versprach. Einen solchen Handel fand Washington »unzulässig« und versuchte ein weiteres Mal, Oona ergreifen zu lassen. Schließlich brach er den Versuch ab, weil er schlechtes Ansehen fürchtete, und die tapfere Oona machte deutlich: »Ich bin jetzt frei und möchte es auch bleiben.« Am 14. Dezember 1799 starb Washington im Alter von 67 Jahren. Die 317 Sklavinnen und Sklaven, die er Martha hinterließ, erklärte sie ihrerseits in ihrem Testament schließlich für frei.